

Tages Woche

Freitag 30.1.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. 5
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

5-



AUS

DER ENGE

Raumplanung

Wie sich Basel zur
Hochhausstadt
entwickelt.

Seite
6

IN DIE HÖHE

FOTO: NILS FISCH

ANZEIGE



19.10.2014 – 1.2.2015

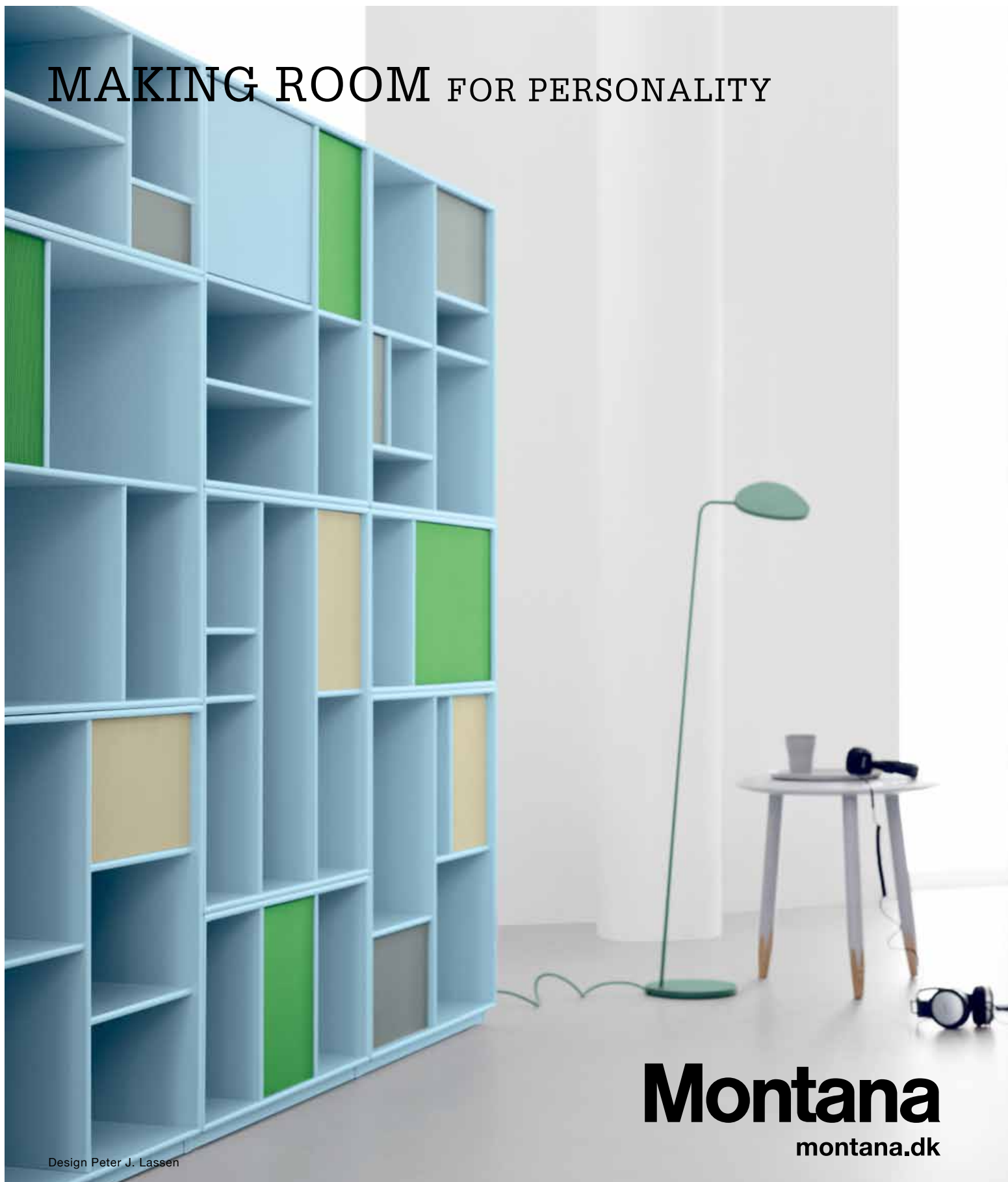
Caspar Wolf

und die ästhetische
Eroberung der Natur

FINISSAGE: Sa/So 31.1./1.2., 10–20 Uhr
Freier Eintritt und verlängerte Öffnungszeiten
So 1.2., 16–20 Uhr: Apéro mit Musikprogramm

kunstmuseum basel

MAKING ROOM FOR PERSONALITY



Design Peter J. Lassen

Montana

montana.dk

Montana, Design von Peter J. Lassen, das sind 42 Grundelemente, 4 Tiefen und eine Farbpalette mit 49 Farben und Oberflächen. Lassen Sie der Kreativität freien Lauf und schaffen Sie Ihr eigenes, persönliches Montana.

Das Montana System ist ganz einfach: Ein universales Grundmodul ist die Basis ? Sie bestimmen, was daraus wird und wann. Ob klassisch oder avantgardistisch, ob im Büro oder in Ihrem Zuhause, ob im Kinderzimmer oder Konferenzraum, alle Elemente können immer wieder neu zusammengestellt werden ? ganz nach Ihren Wünschen und Bedürfnissen.

Boutique Danoise AG
Aeschenvorstadt 36
4010 Basel

Telefon +41 (0)61 271 20 20
Fax +41 (0)61 271 20 21
info@boutiquedanoise.ch

www.boutiquedanoise.ch

BOUTIQUE
DANOISE



INHALT

Karin Müller

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



«Es bleibt nichts wie bisher.» Die neue Chefin von Telebasel über Lampenfieber, neue Zielgruppen und ihre Heimkehr an den Ort, wo sie aufgewachsen ist.

Seite 22

Auschwitz

FOTO: LJUBA NAMINOVA



Leon Weintraub hat das KZ überlebt. 70 Jahre später kehrt er zurück.

Seite 34

Ski-WM

FOTO: REUTERS



Dank Lara Gut darf die Schweiz wieder von Medaillen träumen.

Seite 36

Schulharmonisierung

Die Vorbereitungen laufen, die Schulhausstandorte stehen fest: Ab diesem Jahr ist die Sekundarstufe neu organisiert. Ein Überblick über die Neuerungen.

Seite 20

Muriel De Bros	S. 4
Bestattungen	S. 14
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Dani Winter
Redaktionsleiter

Hoch wollen sie leben!

Das Nein der Basler Stimmbürger zur Stadtrandentwicklung war ein harter Schlag für die Regierung. Das Ende des Hochhausbooms in Basel bedeutet es aber nicht. Ob im Kleinbasel, im Gundeli, beim Bahnhof oder im Sankt Johann: **Die Wolkenkratzer gedeihen prächtig am Rheinknie.**

Die Verdichtung nach innen ist keine Frage der Mode, sondern eine Notwendigkeit, die dem Mangel an Baufläche im Stadtkanton entspringt. Die meisten Hochhausprojekte werden erstaunlich reibungslos bewilligt. Dass die Baslerinnen und Basler ihre ohnehin spärlich verbliebenen unverbauten Flächen nicht auch noch opfern wollen, ist dabei nur auf den ersten Blick ein Widerspruch. Wie Basel morgen aussehen wird, lesen Sie in unserem Wochenthema.

Grosse Pläne hat auch Karin Müller, neue Chefredaktorin von Telebasel. Der Lokalsender will nicht nur sein Erscheinungsbild auffrischen, sondern neu auch eine Multi-Channel-Strategie verfolgen. Das Zielpublikum, das die Ex-DRS3- und Radio24-Frau vor Augen hat, ist eine vierköpfige Familie mit zwei Kindern im Baselbiet. Was Müller sonst noch vorhat, lesen Sie im grossen Interview.

Und dann startet der FC Basel bald in die Rückrunde der Super League. Ob die Verteidigung des Meistertitels gelingt, ist noch nicht ganz sicher. Sicher ist, dass unser Tippspiel weitergeht. Allerdings mussten wir einen neuen Namen dafür finden, **weil uns Sportredaktor Florian Raz Ende März Richtung Zürich verlässt.** Die Nachricht über Florians Abgang haben wir noch nicht ganz verwunden. Klar ist, dass die Show weitergehen muss. «Knack den Kiesel» lautet jetzt die Devise – zu gewinnen gibt es ein Abendessen mit unserem Fussball- und Gourmet-Experten Christoph Kieslich.

tageswoche.ch/+q2t62

Weiterlesen, S. 6



Die Vision wird Wirklichkeit, tageswoche.ch/+415i6

Weiterlesen, S. 22



«Die ganze Schweiz soll von Telebasel sprechen», tageswoche.ch/+jomte

Weiterlesen, S. 39



«Knack den Kiesel»: Ein Transfer und seine Folgen, tageswoche.ch/+sr2qn

Muriel De Bros

von Danielle Bürgin

Im «Plattfon» verkauft sie Platten. Als DJ Princess P. sorgt sie für die Ekstase im Club. Muriel De Bros behauptet sich in der Männerdomäne Musik.

Frauen trauen sich oft nicht in einen Plattenladen», sagt die Frau, die zu den ganz wenigen zählt, die in einem Plattenladen arbeitet. Muriel De Bros verkauft Platten im «Plattfon» an der Feldbergstrasse 48. Ihre Kundenschaft reicht vom jungen Hipster, der die neusten Trends aus den angesagten Musik-Blogs verfolgt, bis hin zum absoluten Musik-Nerd, den man kaum noch beraten muss. Die meisten Kunden haben vor allem eines gemeinsam: Es sind Männer. Entsprechend freut sich De Bros, wenn mal eine Frau nach neuer Musik sucht.

Kaum haben wir unser Gespräch gestartet, kommt prompt eine Frau in den Laden. «Das ist eine meiner Lieblingskundinnen. Sie versteht was von Musik und ist richtig nett», verrät die Verkäuferin. Die beiden Frauen tauschen sich über die neuesten Veröffentlichungen aus. Wahrscheinlich hat es das «Plattfon» De Bros zu verdanken, dass hier vermehrt auch Frauen Platten kaufen kommen.

Seit fünf Jahren pendelt De Bros drei bis vier Mal die Woche von ihrem Wohnort Bern nach Basel – das ergibt einen Arbeitsweg von über zwei Stunden pro Tag. Musik sei ihre Leidenschaft, sagt De Bros, die aus einer Theaterfamilie stammt. Der grosse Bruder hätte sie damals angesteckt. An den Nachmittagen, wenn dieser sich zusammen mit einem Freund in sein Zimmer einschloss und Platten auflegte, spähte sie jeweils neidisch durchs Schlüsselloch. «Das will ich auch lernen», sagte sie dem älteren Bruder. Und der willigte ein und zeigte seiner kleinen Schwester das Handwerk eines DJs.

«Als ich mit Mixen angefangen habe, machte man noch Tapes.»

Als 16-Jährige bekam De Bros die erste offizielle Einladung. Radio- und Fernseh-Moderator Hannes Hug lud sie in seine Sendung «Let's Dance» beim damaligen Radiosender DRS 3 ein. Als DJ-Duo Tribal Kids trat sie von da an zusammen mit einer Freundin regelmässig in Clubs auf. Ein Wunder, dass der Türsteher sie in diesem zarten Alter überhaupt reingelassen hat.



Einst zeigte ihr der grosse Bruder das DJ-Handwerk, heute legt Muriel De Bros selber Platten auf.

FOTO: DANIELLE BÜRGIN

Wobei De Bros findet: «Das war damals alles gar nicht so streng.»

Damals gab es noch kein Soundcloud und kein Facebook. «Als ich mit Mixen angefangen habe, machte man noch Tapes.» Ja, auch von Boyfriends und Verehrern habe sie Kassettli bekommen. «Aber meist waren die Tapes dafür da, dass man selber prüfen konnte, wie weit man in seinen DJ-Skills war – massgeblich war die Genauigkeit der Mixes», erklärt De Bros. Ihre Leidenschaft für Musik hat mit House und HipHop begonnen.

Beim Auflegen hat sie sich dann aber schnell für die House-Musik entschieden. Nur im Plattenladen und zu Hause, da höre sie auch heute noch lieber alles andere als elektronische Musik. Vielseitig sei ihr Musikgeschmack aber schon im Teenie-

Alter gewesen. Nur das Interesse an Boygroups, Ballett oder Steptanz hätte sie schon sehr früh abgelegt. Ein Zeichen dafür, dass die gelernte Köchin sich schon damals nicht in die Mädchenschublade stecken lassen wollte.

Talent zählt, nicht die Quote

Das Thema «Frauen an den Decks» sei vor rund 20 Jahren noch nicht so brisant gewesen wie heute. «Es gab sowieso noch nicht so viele DJs wie heute», sagt sie. Ob Frau oder Mann spielte also gar nicht so eine Rolle. «Jedenfalls nicht für mich», ergänzt De Bros. Heute sei das tatsächlich anders. Als DJ Princess P. tritt die 36-Jährige unterdessen rund zweimal im Monat in angesagten Schweizer Clubs auf. Man müsse ständig dranbleiben und sich be-

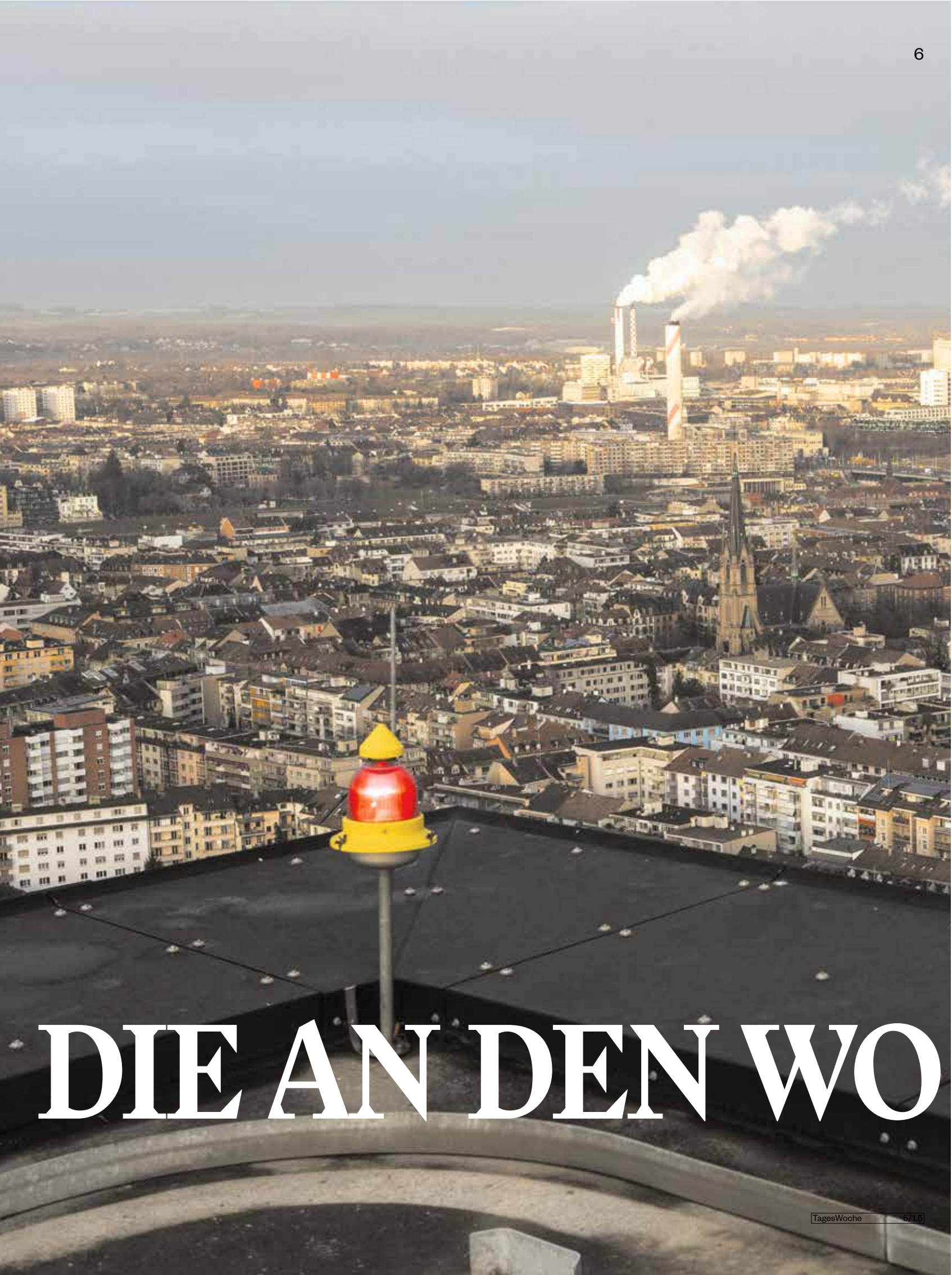
haupten, sagt sie. Die Anzahl junger, ambitionierter DJs auf dem Markt sei in den letzten Jahren regelrecht explodiert.

Gerade für eine Frau sei es schwieriger geworden, als Talent ernst genommen zu werden – und nicht bloss dafür, dass eine Frau auflegt. Wer sich in der Musikszene auskennt, weiss, dass gewisse Veranstalter Quoten-Frauen im Programm ganz chic finden. Das nervt De Bros.

Was diesbezüglich ihr Traum sei, frage ich De Bros zum Schluss. «Dass sich noch mehr Frauen trauen. Und dass wir in ein paar Jahren ein Gespräch über Frauen an den Decks gar nicht mehr führen müssen.» Dann wendet sich De Bros wieder ihrer grossen Liebe zu. Dem schwarzen Gold, dem Vinyl.

tageswoche.ch/+v2391

×



DIE AN DEN WO

DIE STADT,



LEIPZIG KRATZT

Die Vision wird Wirklichkeit

Einst kühner Plan, heute Realität. Basel muss mit Hochhäusern umgehen lernen.

von Andreas Schwald

Da steht er jetzt also. Dieser Roche-Turm, 178 Meter hoch, ein steiles Mahnmal wirtschaftlicher Potenz mit seinen rund 2000 Arbeitsplätzen. Das höchste Gebäude der Nation in Weiss und Grau, ein Pfeiler im Stadtbild. Schon bald folgt sein Bruder, grösser noch mit 205 Metern.

Nein, Basel-Stadt ist nicht bescheiden, wenn es um die Erschliessung der dritten Dimension geht. Dabei markieren die Bauten des Pharmagiganten Roche, denen bald Hochhäuser des Konkurrenten Novartis folgen dürften, nur die Spitze einer Entwicklung, die schon lange Normalität ist und den Weg in die Zukunft weist.

Basel-Stadt ist klein, die Stadt stösst in der Horizontalen an ihre Grenzen; das hat der Kanton in Abstimmungskämpfen wie dem um die Stadtrandentwicklung Ost genug betont. Und Basel-Stadt wächst schon lange in die Vertikale.

In der Debatte um Hochhäuser sind drei Typen zu unterscheiden:

Bauten, die den Wohnraum in der Stadt erhöhen, indem sie die knappe Fläche durch Höhe kompensieren; Projekte also wie die Stadtrandentwicklung Ost.

Bauten, die Arbeitsplätze schaffen, und zu Prestigeobjekten werden, kraft ihrer Grösse und Ästhetik zu Landmarken werden, ob sie nun gefallen oder nicht.

Bauten, die Geschäftsgebäude und Wohnraum vereinen und allein ihrer Wirtschaftlichkeit wegen nicht unendlich in die Höhe spriessen können.

Debattiert also die Stadt über Hochhäuser, debattiert sie oft über unterschiedliche Dinge in einem. Wohnhochhäuser stossen in Basel kaum mehr grosse ästhetische oder gesellschaftliche Debatten an; es sind die Prunkbauten von Unternehmen, die grossen Dinger, die eine Kontroverse entfesseln – die sich aber meist in Wortgefechten erschöpft. Eine Ausnahme bleibt der umstrittene Claraturm; aber dabei geht es letztlich mehr um die wirtschaftlichen Verlustängste der angrenzenden Betriebe als um die Grundsatzfrage Turm Ja oder Nein.

Die Visionen von einst sind heute Realität: Basel hat eine neue Skyline. Erst der Messeturm, jetzt der Roche-Turm, bald die

Neubauten der Novartis sowie die Türme entlang der Geleise: Stadtplanerische und architektonische Träume sind Tatsachen aus Stahl, Beton und Glasfassaden geworden, die Orkanböen standhalten – und auch ästhetischen Grundsatzdiskussionen.

Entscheidend ist also nicht, ob die Türme ein altes Stadtbild ins Heute überführen oder nicht. Entscheidend ist, wie die Stadt ihren Hochhausbau plant. Ein entscheidender Schritt für Basel war das Hochhauskonzept zur Zonenplanrevision aus dem Jahr 2010. Zu klären ist nicht das «Ob» und «Warum». Zu klären sind das «Wo» und das «Wie». Dass Hochhäuser und Türme gebaut werden, ist eine Realität, ob man sie nun als Zweckmässigkeit hinnimmt oder als bereichernden Schritt in die Zukunft empfindet.

Kaum erschwingliche Wohnungen

Es geht um die Frage des Lebens im gebauten und oftmals verbauten Raum. Glückliche Fügung: Wegen der geringen Expansionsmöglichkeit in der Breite ist Basel gezwungen, sich umfassend mit der Entwicklung in die Höhe zu beschäftigen.

Dazu gehört die Auseinandersetzung mit den Grünflächen genauso wie mit der Verkehrsanbindung, der Umweltverträglichkeit und nicht zuletzt mit der sozialen Herausforderung: Gerade in den neuen, grossen Türmen sind kaum günstige Wohnungen zu haben. Dort stehen die Renditevorstellungen in Konflikt mit Forderungen nach bezahlbarem Wohnraum in der an Leerwohnungen armen Stadt.

Was bleibt, ist die Realität, dass sich Basel in die Höhe entwickelt, aber auch die Tatsache, dass die Stadt den Willen zeigt, ihre Entwicklung zu prägen. Doch wie gehen wir mit der Wohnlage in der Vertikalen um? Welches Leben wollen wir eigentlich im höher und immer höher gebauten Raum?

Hochhauskonzept, Planungsgrundlagen, demokratische Mitbestimmung durch Bebauungspläne und der Versuch einer Kanalisierung des Hochhausbaus über ausgewiesene Zonen: Die Stadt hat sich bereit gemacht für Visionen von hohen und noch höheren Häusern. Jetzt muss sie sich nur noch bereit machen für die eigentliche Herausforderung: Die Realität, die von gebauten Visionen geschaffen wird.

tageswoche.ch/+41516

×

Stadtentwicklung

Der Basler Baudirektor über seine Stadt, die zunehmend in die Höhe wächst.

Hans-Peter Wessels: «Ich sehe das Hochhaus-Konzept als Erfolg»

von Andreas Schwald

Der unlängst angekündigte Helvetia-Neubau des Basler Büros Herzog und de Meuron, das Meret-Oppenheim-Hochhaus, der markante Grosspeter Tower: Während die Wirtschaft ihre Hochhäuser spriessen lässt, liegt die politische Verantwortung für den Bau beim Basler Bau- und Verkehrsdepartement.

Dessen Vorsteher Hans-Peter Wessels ist zufrieden mit der Entwicklung der Stadt in die Höhe. Das entspreche auch dem nationalen Raumplanungsgesetz, das ein «Wachstum nach innen» postuliert.

Herr Wessels, wie steht das Baudepartement zur Förderung von Hochhausbauten in Basel?

Hochhäuser haben in Basel eine lange Tradition, ich denke an die Rheinhafen-Silos oder an die schweizweit ersten Wohnhochhäuser aus den 1950er-Jahren beim Kannenfeldplatz. Das Hochhauskonzept macht Aussagen darüber, wo Hochhäuser sinnvoll sind – und wo nicht. Es verhindert Wildwuchs und bietet Orientierung, wo Hochhäuser sinnvoll sind. Ziel ist, mehr Planungssicherheit zu schaffen, damit Hochhausprojekte dort entstehen, wo sie gut ins Stadtbild passen – eine städtebauliche Differenzierung.

Entsprechen die geplanten Hochhäuser der kantonalen Vorstellung von Verdichtung?

Selbstverständlich, sonst wären sie nicht bewilligt worden. Sie entsprechen im Übrigen auch dem neuen Raumplanungsgesetz der Schweiz, das Wachstum nach innen postuliert.

Der Kantonsbaumeister Fritz Schumacher prägte die Stadtentwicklung in Basel während 21 Jahren. Zeichnet sich nach seiner Pensionierung eine Änderung der Strategie ab oder bleibt Basel beim bisherigen Konzept?

Fritz Schumacher hat in seiner langen Zeit als Kantonsbaumeister unzählige wichtige Beiträge zur Entwicklung der Stadt geleistet, zuletzt beispielsweise bei der Konzeption des Bâloise-Areals. Er hat auch das Hochhauskonzept mitgeprägt. Es ging ihm auch bei Hochhausbauten immer um die Qualität: Verdichtung darf nicht auf Kosten des Stadtbilds oder der Wohn- und Aufenthaltsqualität in der Stadt gehen. Diese Strategie ist aber nicht von Einzelpersonen abhängig, sondern historisch gewachsen, fachlich fundiert und poli-

tisch abgestützt. Sie wird so schnell auch nicht ändern.

Wie ist Ihre aktuelle Zwischenbilanz des Hochhauskonzepts als Begleitpublikation zur Zonenplanrevision? Es existiert ja nun auch schon fünf Jahre.

Das Konzept hat vieles geklärt, Sicherheit vermittelt und in kurzer Zeit eine hohe Wirkung entfaltet. Ich sehe es als grossen Erfolg.

Sieht das Bau- und Verkehrsdepartement konkreten Handlungsbedarf? Oder läuft alles nach Plan?

Einen Masterplan, der die ganze Entwicklung genauestens vorgibt, gibt es natürlich nicht. Das Hochhauskonzept zeigt Grundeigentümern und potenziellen Investoren, wo es sich lohnt, über ein Hochhausprojekt nachzudenken. Damit hilft es, sinnvolle Potenziale zur Verdichtung nach innen zu nutzen, wobei das Bau- und Verkehrsdepartement unterstützend wirkt.

«Die Mehrheit der Hochhäuser erfreut sich einer hohen Akzeptanz in der Bevölkerung.»

Wie nimmt Ihre Direktion die Reaktionen aus der Bevölkerung wahr?

Die überwiegende Mehrheit der Hochhäuser, die entstanden sind oder noch entstehen werden, erfreut sich einer hohen Akzeptanz in der Bevölkerung. Sie sind politisch kaum umstritten, etwa der Meseturm, Roche Bau 1, die Hochhäuser der Novartis, das «Stapelvolumen» – also das Meret-Oppenheim-Hochhaus an der Güterstrasse –, der Grosspeter Tower, das neue Biozentrum oder die Schoren-Hochhäuser.

Hat Basel konkrete Vorbilder in Sachen Städtebau?

Wir studieren Stadtentwicklungskonzepte in zahlreichen anderen Städten und pflegen einen intensiven Austausch unter den Fachleuten auch über die Landesgrenzen hinweg. Ein eigentliches «Vorbild», dem wir nacheifern würden, haben wir aber nicht.

tageswoche.ch/+ooytx

×

Die Fragen wurden schriftlich gestellt und beantwortet.

Stadtentwicklung

Verteufelt und gepriesen: Wolkenkratzer polarisieren. Dabei lösen sie das Problem der Raumknappheit in einer engen Stadt.

Wie Basel zum Hochhaus kam

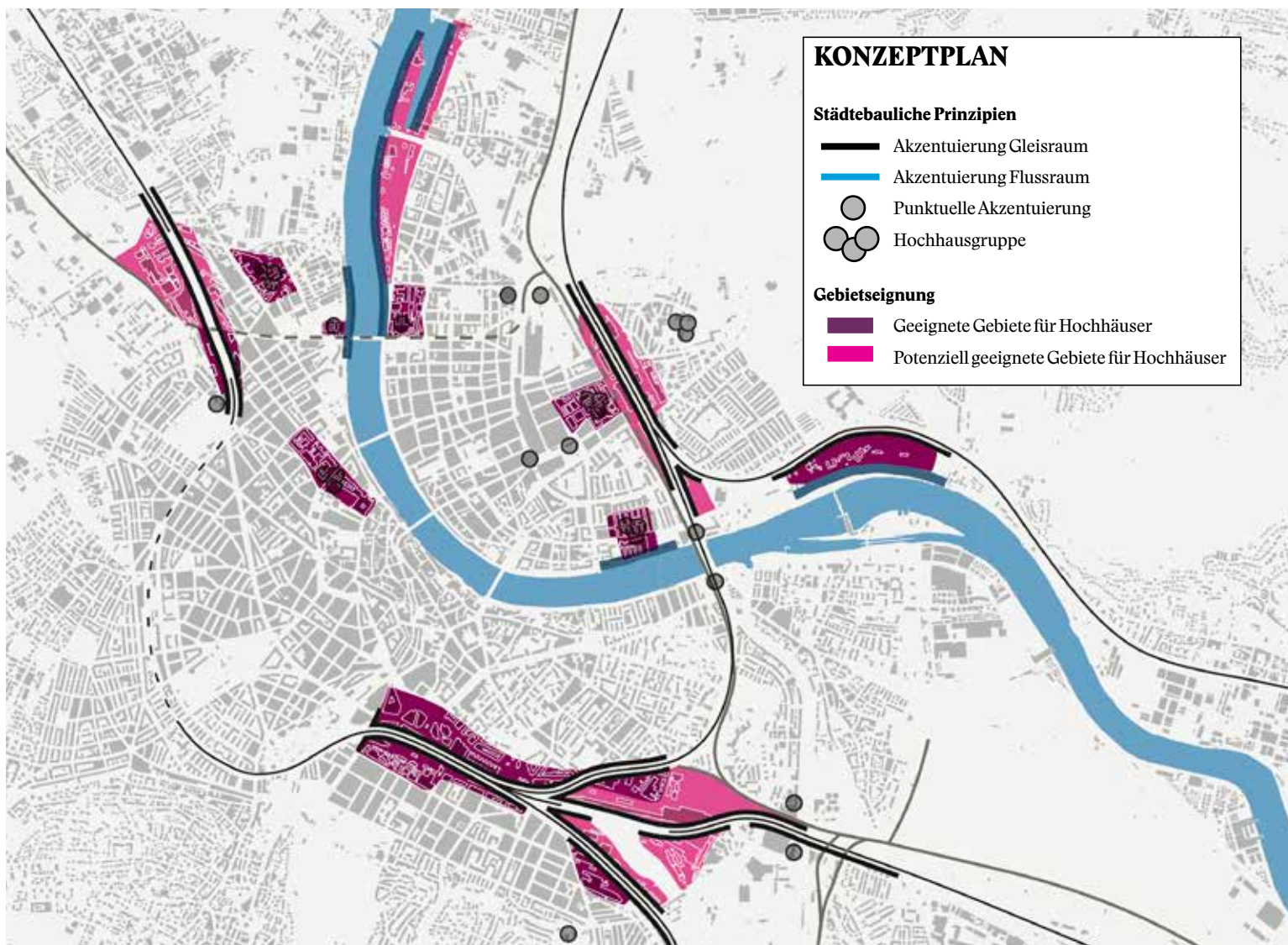
Online

Eine interaktive Karte mit den den Hochhäusern der Stadt finden Sie online.
tageswoche.ch/+pgi7x

von **Andreas Schwald**
 und **Dominique Spirgi**

Das Erste war das Turmhaus am Aeschenplatz. Im Jahr 1928, als die Stadt noch spärlicher besiedelt war, ragte das erste Betonhochhaus der Stadt stolz in den Himmel. Gut, es war ein bescheidenes Hochhaus: Gerade mal 31 Meter hoch, also weniger als die Hälfte der Münstertürme. Doch vor 87 Jahren war das eine eindruckliche Sache. Erstellten hatten das Gebäude die Architekten Ernst Benedikt und Paul Vischer im Auftrag der Vorläuferin der heutigen Baloise-Versicherung.

Danach blieb es lange ruhig: Die noch höheren Lagen der Basler Stadtluft blieben von menschlicher Baukunst unberührt. Bis Anfang der 1950er-Jahre ein Schrei der Empörung durch die Stadt tönte: Da erdreistete sich eine Wohngenossenschaft tatsächlich, die ersten städtischen Wohnhochhäuser zu erbauen. Entenweid nannte sich die Siedlung an der heutigen Flughafenstrasse beim Kannenfeldplatz und sorgte für einen politischen, architektonischen und vor allem gesellschaftlichen Schock.



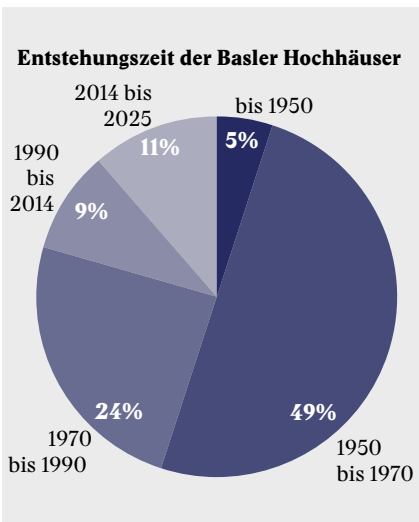
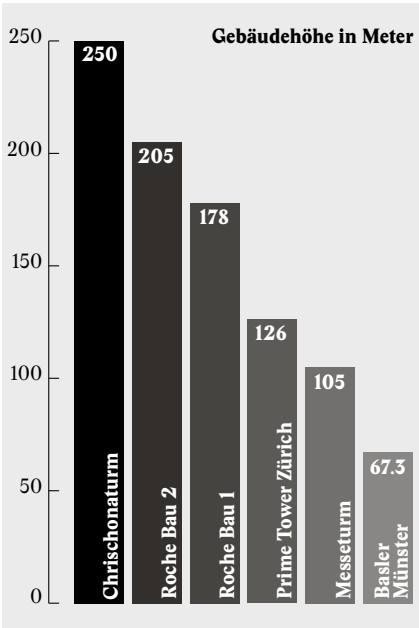
Platz soweit der Himmel hoch ist: In den markierten Gebieten erlaubt die Stadtplanung das Bauen in die Vertikale.

GRAFIKEN: DANIEL HOLLIGER

Aus der damaligen Debatte strömt Zeitgeist allenthalben. Von Wohnmaschinen war die Rede, von Mietskasernen, und Hans Bernoulli schrieb 1951 in der Zeitschrift «Wohnen» im Brustton der Empörung: «Ein Turm ist kein Heim; er ist das Zinshaus, auf die Spitze getrieben; seine Existenzberechtigung ist das Kalkül.» Pikant: Hans Mähly, der mit Arnold Gfeller die Siedlung baute, arbeitete zuvor in Bernoullis Büro.

Wie soll die Mutter von weit oben zu ihren Kindern schauen, wenn diese sich ausser Rufweite befinden?

Damit markierte der konservative Basler Architekt die eine Seite des Diskurses über den Hochhausbau. Die andere Seite war durchaus angetan davon: So würden Grünflächen erhalten, die Wohnungen seien mit ihrer Aussicht und der luftigen Höhe von besonderem Wert.



Geprägt waren die damaligen Debatten vor allem von einer starken Wertungen und der Angst vor dem Neuen; Ästhetik war sekundär. Wie bitte soll denn die Mutter von oben herab zu ihren Kindern schauen, wenn diese sich weit ausserhalb ihrer Rufweite befänden?

Dennoch waren die zweckmässigen Lösungen von klassischen Problemen stichhaltiger: Basel litt an Wohnungsnot; die drei zwölfgeschossigen, 39 Meter hohen Wohnblöcke boten einen willkommenen Zuwachs an Wohnraum. 50 Jahre später war in der «Basler Zeitung» eine schwärmerische Hymne zu lesen, in der Kunstkritiker Sigmar Gassert von einem sachlich-zweckschönen Gebäude schreibt, von einer Baulegende gar, die noch heute – je länger, je mehr! – überzeugend sei.

Der Hochhausboom setzte trotz des Wehklagens Bernoullis ein: In den 1950er- und 1960er-Jahren sprossen die Hochhäuser in Basel förmlich aus dem Boden. Zum einen waren es Wohnhochhäuser – wie das im Hechtliacker auf dem Bruderholz –, zum anderen waren es Industriebauten und Geschäftshäuser wie die auf den Arealen der Firma Roche und der heutigen Novartis. Knapp die Hälfte der heutigen Basler Hochhäuser entstand in jener Zeit.

Max Frisch, Schweizer Autor und Architekt, soll im Nachkriegszürich gesagt haben: «Wie viel Himmel es noch gäbe auch über der Schweiz, wenn wir uns nicht ducken würden.» Ja, im Bauboom der wunderbaren Wirtschaftsjahre reckte sich die Schweiz tatsächlich ein bisschen nach oben. Zumindest die städtische.

Das erste Ende aber kam jäh. Die Ölkrise zu Beginn der 1970er-Jahre schüttelte die Wirtschaft durch. Umweltanliegen begannen den öffentlichen Diskurs zu beherrschen. Das standardisierte Wohnhochhaus – die scheinbare Ideallösung für das Bevölkerungswachstum – geriet unter gesellschaftlichen Druck: Zu stark wurden Arbeit und Wohnen getrennt, es bildeten sich Monostrukturen und die Hochhausiedlungen generierten viel Verkehr.

Das Hochhaus als «Kaninchenstall»

Bernoullis harsche Worte anlässlich der Entenweid-Siedlung widerspiegeln nun die allgemeine Sicht aufs Hochhaus: Mietskasernen, das «Spiel mit Heimstätten für Menschen». Das Resultat: Einschränkende Gesetzgebung und eine neue Wahrnehmung des Hochhauses als Lebens- und Arbeitsraum. Der Wolkenkratzer geriet ausser Mode, wurde altbacken, ein Umding. Die «Kaninchenställe» – wie es in einer Sendung des Schweizer Fernsehens 1971 aus dem Berner Quartier Gäbelbach hiess – waren nicht mehr chic, sondern nurmehr menschenunwürdige Bunker.

Ein Jahrzehnt später kamen die Hochhäuser zurück. Wieder war es die Wohnungsnot, die in den 1980ern den Bau von Wohnhochhäusern zaghaft förderte: Der Stadtstaat muss erfinderisch werden, wenn er der Abwanderung begegnen wollte. Der Aufschwung der Wohnhochhäuser

begann wieder; jetzt war es aber nicht mehr der Systembau, sondern die massgeschneiderte Lösung, die auf Anklang stiess. Statt Standard-Mietskasernen also ansprechende Überbauungen, die die Mieter mit attraktiven Zusatzangeboten locken.

Den endgültigen Anstoss für das Streben in die Höhe gab schliesslich die Messe Basel. Mit ihrem 105 Meter hohen Messeturm – fertiggestellt 2003 – setzte sie ein klares städtebauliches Zeichen, dem weitere folgen sollten: Es kamen der St.-Jakob-Turm (2008) hinzu, das Markthalle-Hochhaus (2012), und seither folgt ein Projekt aufs andere: Die Roche mit ihren Türmen Bau 1 (178 Meter, im Rohbau) und Bau 2 (205 Meter, geplant), die Novartis mit ihren Neubau-Projekten auf dem Campus, das Meret-Oppenheim-Hochhaus, der Grosspeter-Tower und der Claraturm.

Prestige und Zweckmässigkeit

Der Hochhausbau hat Basel wieder im Griff. Nicht nur als städtebauliche Zweckmässigkeit, um durch Verdichtung der Wohnungsnot zu begegnen oder Arbeitsplätze zu konzentrieren. Sondern auch zu Prestigezwecken: Schliesslich begeben sich die Unternehmen wie Roche und Novartis damit unverrückbar in Sichtweite oder besser Sichtnähe der Öffentlichkeit.

«Wie viel Himmel es noch gäbe auch über der Schweiz, wenn wir uns nicht ducken würden.» Max Frisch

Und auch die Baloise-Versicherung macht mit. Jene Gesellschaft, die mit dem Turmhaus 1928 das erste Basler Betonhochhaus errichten liess, baut heute am Bahnhof den Baloise-Park, dessen höchster Turm mit 90 Metern zwar nicht der höchste der Stadt ist, aber die unmittelbare Nachbarschaft – gemeint ist das sich in die Höhe schraubende BIZ-Gebäude – um immerhin 20 Meter überragt.

Vielleicht reckt sich nicht die ganze Schweiz in den Himmel, den Max Frisch vor knapp 70 Jahren beschrieb. Basel-Stadt zumindest aber duckt sich nicht; wie denn auch, wenn mit dem Roche Bau 1 bereits heute das höchste Gebäude der Schweiz am Rheinknie steht?

Aber noch immer erheben sich die Stimmen von akademischen Koryphäen ebenso wie von engagierten Laien, die grundsätzlich jeden Hochhausbau als Ausdruck von Grössen- beziehungsweise Höhenwahn oder gar als Pakt mit dem Kapitalismusteufel anprangern, der Basel seiner Seele beraube. Worte, die an jene erinnern, mit denen bereits Hans Bernoulli und seine Brüder im Geiste in den 1950er-Jahren gegen die Entenweid-Hochhäuser ins Feld zogen.

Hochhäuser sind ein pragmatisches Mittel zur Verdichtung, ermöglichen eine tolle Aussicht und dienen der Angeberei. Das sei gut so, sagt Fortunat Dettli von Morger + Dettli Architekten.

«Ein gewisses Mass an Grössenwahn darf sein»

von Dominique Spirgi

Fortunat Dettli, was macht aus einem hohen Haus ein Hochhaus?

Ich selber spreche eigentlich lieber von hohen Häusern als von Hochhäusern. Man baut heute hohe Häuser, weil dies technisch möglich ist und keine allzu grossen Probleme bereitet. Inhaltlich geht es um Verdichtung, ein Schlagwort, das man im Moment sehr oft hören kann. Auch Macht demonstration und Prosperität spielen eine Rolle, was ich aber nicht eigentlich negativ verstehe. Die Stadt Basel, die sich lange ziemlich gemässigt gab, traut sich nun, in die Höhe zu bauen – wirklich in die Höhe, wenn man den Roche-Bau oder die Roche-Bauten nimmt. Der neue Hauptbau für die Hochschule für Gestaltung und Kunst hingegen ist für mich ein hohes Haus und nicht eigentlich ein Hochhaus. Das Gebäude beabsichtigt mit seinen Dimensionen eine Akzentuierung inmitten einer einheitlichen Überbauungsstruktur. Natürlich soll der Bau in dieser Umgebung ein besonderes Zeichen setzen, das seiner besonderen Nutzung gerecht wird.

Der HGK-Bau ist 47 Meter hoch, er ragt aus seiner Umgebung heraus. Warum wollen Sie in diesem Fall nicht von einem Hochhaus sprechen?

Vielleicht liegt es daran, dass der Begriff Hochhaus noch immer belastet ist in der Öffentlichkeit, es schwingt noch immer etwas Negatives mit, wenn davon die Rede ist. Das haben wir beim Claraturm-Projekt stark zu spüren bekommen.

Beim Claraturm kommen Sie aber nicht darum herum, von einem Hochhaus zu sprechen. Beim neuen Bau 1 der Roche schon gar nicht.

Der Roche-Turm ist natürlich ganz klar ein Hochhaus, ein eigentlicher Wolkenkratzer. Der Bau spaltet denn auch die Meinungen, nicht nur unter Laien, sondern auch unter Experten: Die einen geraten ins Schwärmen, andere wiederum beklagen den Niedergang des gewohnten Stadtbil-

des. Für mich gehen beide Seiten zu weit. Ich möchte die Auswirkungen dieses Baus auf die Stadt nicht überbewerten. Ich empfinde den Roche-Bau auch als Experiment, über das man durchaus diskutieren muss – eigentlich mehr, als dies tatsächlich getan wird, aber nicht so überhitzt. Letztlich muss man doch einfach konstatieren: Wenn Roche in die Höhe bauen möchte, dann kann sie das – wir sind in Basel so konditioniert.

Bei der Stadtraumentwicklung Ost hingegen wurde ein Riegel geschoben.

Den Ausgang dieser Abstimmung begreife ich nicht. 4000 Menschen hätten an einem fantastischen Ort wohnen können. Ich verstehe nicht, wie die Umweltschützer und die grüne Politik, die sich für Frösche und Vögel einsetzen, verächtlich von Ex-pats oder Dinks – Double Income No Kids – sprechen, wenn es um Menschen geht, die dort Wohnraum hätten erhalten sollen.

«Es ist toll, im 20. Stock zu wohnen, mitten in der Stadt, und doch ist man auch von ihr losgelöst.»

Spielte es eine Rolle, dass von Hochhäusern die Rede war? Hätte man mit fünfstöckigen Wohnhäusern mehr Erfolg gehabt?

Ich denke schon, bin mir aber sicher, dass die Typologie des Hochhauses für diesen Ort die Richtige ist.

Ein Hochhaus ist ein prägnantes Merkmal im Stadtbild, das dieses verändert. Früher waren die Kirchtürme klar die höchsten Bauten, heute sind es die Türme der Grossindustrie. Es ist verständlich, dass das emotionelle Reaktionen auslöst.

Ich kann nachvollziehen, dass solche Eingriffe ins Stadtbild Ängste auslösen.

Aber man darf den pragmatischen Ansatz der Verdichtung nicht vernachlässigen. Ich habe im Zusammenhang mit dem Claraturm eine Skizze erstellt (klappt einen Papierbogen aus): Hier sehen Sie, wie viel Platz der Claraturm mit 168 Wohnungen benötigt. Wenn man diese Wohnungen nun in einer Siedlung zum Beispiel auf dem Reinacher Rebberg verteilen würde, müsste man 25-mal so viel Fläche verbauen. Beim Claraturm reicht eine Hauptleitung von einigen Metern Länge für die Kanalisation, bei der Siedlung in der Agglomeration brauchte es kilometerlange Leitungen. Man könnte diese Vergleiche beliebig weiterführen: mit dem versiegelte Boden für die Erschliessungen und Parkflächen, der Ver- und Entsorgung und so weiter. Ein solcher Vergleich sollte eigentlich Emotionen auslösen – das sind doch extrem unterschiedliche Qualitäten bezüglich der Nachhaltigkeit.

Also sind es letztlich doch vor allem pragmatische Gründe, die für den Hochhausbau sprechen?

Es gibt natürlich auch andere Argumente. Ganz persönlich und emotional gesagt: Es ist toll, im 20. Stockwerk zu wohnen, mitten in der Stadt, über die man blicken kann, und doch ist man auch von ihr losgelöst.

Ein Hochhaus besteht aber nicht nur aus dem obersten Stockwerk.

Das ist klar. Aber beim Projekt Claraturm etwa sind in den unteren Stockwerken bis zur Traufhöhe der bestehenden umliegenden Bauten Büros, Gewerbe- und Dienstleistungsbetriebe untergebracht. Erst darüber beginnt der Wohnungsteil, zuerst mit Kleinstwohnungen für kurzfristige Vermietungen etwa für die Messe und darüber dann Wohnungen für Dauermieter. Dann befinden wir uns bereits im achten Stockwerk, also über den Dächern der Stadt. In der Stadt sind solche Nutzungsdurchmischungen gut umsetzbar.

Damit haben wir aber noch nicht die Aussenwirkung angesprochen, die ein



Fortunat Dettli (*1962 in Basel) ist Partner von Morger + Dettli Architekten. Mit dem Hauptbau für die Hochschule für Gestaltung und Kunst (HGK) und dem vieldiskutierten Entwurf für den Claraturm gehört er zu den Protagonisten des Hochhaus-Booms in Basel.

Basel-Stadt und Region

Basel

Ammann-Gigon, Esther, geb. 1960, von Huttwil BE (Bollweilerstrasse 16). Trauerfeier Freitag, 30. Januar, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Argast-Gisler, Hedwig, geb. 1929, von Basel BS (Rudolfstrasse 43). Trauerfeier Mittwoch, 4. Februar, 14.30 Uhr, Kirche St. Anton, Basel. Beisetzung im engsten Kreis.

Berg, Karl Franz Richard, geb. 1925, von Binningen BL (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier im engsten Kreis.

Boillat-Boichat, Henri Abel, geb. 1923, von Les Breuleux JU (Gellerstrasse 138). Trauerfeier Freitag, 30. Januar, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Boillat-Manser, Manfred Eugen, geb. 1920, von Basel BS (Missionsstrasse 57). Trauerfeier im engsten Kreis.

Boppert-Remund, Josef, geb. 1925, von Basel BS (Lothringerstrasse 6). Wurde bestattet.

Bosshardt-Baumgartner, Willy, geb. 1925, von Basel BS (Nadelberg 13). Trauerfeier Montag, 2. Februar, 15 Uhr, Leonhardskirche.

Canova-Codemo, Antonia, geb. 1926, von Basel BS (Schweizer-

gasse 13). Trauerfeier im engsten Kreis.

di Nicola-Pascolo, Edo, geb. 1927, aus Italien (Austrasse 20). Trauerfeier Montag, 2. Februar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ellenberger, Judith, geb. 1959, von Basel BS (Leonhardsstrasse 24). Trauerfeier im engsten Kreis.

Grieder-Aenishänslin, Margartha, geb. 1924, von Basel BS (Reinacherstrasse 152). Wurde bestattet.

Gysin-Eggimann, Rosmarie Verena, geb. 1928, von Lampenberg BL (In den Ziegelhöfen 97). Trauerfeier im engsten Kreis.

Hagi-Beuret, Jeanette Lina, geb. 1922, von Niederhünigen BE (Sternengasse 27). Wurde bestattet.

Heckmann, Werner Emil, geb. 1935, von Basel BS (Glaserbergstrasse 27). Wurde bestattet.

Hinden, Peter, geb. 1926, von Gipf-Oberfrick AG (Spalenvorstadt 24). Wurde bestattet.

Housley-Markovic, Brian, geb. 1937, von Basel BS (Largitzenstrasse 15). Trauerfeier Donnerstag, 5. Februar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kaya-Aydemir, Ferah Caglar, geb. 1950, von Niederdorf BL (Brei-

sacherstrasse 79). Erdbestattung Freitag, 30. Januar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Niederhauser-Rehmann, Magdalena Maria, geb. 1923, von Basel BS (Sternengasse 27). Trauerfeier Montag, 2. Februar, 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pignolet-Simon, Charles Emile, geb. 1933, von Misery-Courtion FR (Liesbergerstrasse 7). Trauerfeier Mittwoch, 4. Februar, 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pitasi, Antonio, geb. 1941, aus Italien (Sevogelstrasse 93). Wird in Italien bestattet.

Reinle, Theodor Jakob, geb. 1940, von Stein AG (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier im engsten Kreis.

Rellstab-Hohl, Hans, geb. 1934, von Basel BS (Rödrisstrasse 4). Trauerfeier im engsten Kreis.

Rizzotto-Beretti, Ubaldo, geb. 1938, aus Italien (Horburgstrasse 114). Trauerfeier Freitag, 30. Januar, 9.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Ryser-Schweizer, Gertrud, geb. 1925, von Basel BS (Im Rankhof 4). Wurde bestattet.

Sahli, Gertrud, geb. 1947, von Wohlen bei Bern BE (Feierabend-

strasse 1). Trauerfeier im engsten Kreis.

Schleuniger-Ulrich, Sonja, geb. 1957, von Klingnau AG (Florastrasse 11). Wurde bestattet.

Schreck-Schmid, Martha Clara, geb. 1916, von Zürich ZH (St. Jakobs-Strasse 201). Trauerfeier im engsten Kreis.

Seiler-Mühlebach, Gertrud Frieda, geb. 1926, von Basel BS (Mülhauserstrasse 35). Trauerfeier im engsten Kreis.

Stohler, Hans-Ulrich, geb. 1948, von Basel BS (Steinenvorstadt 26). Trauerfeier Dienstag, 3. Februar, 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Streuli-Diesch, Johanna Louise, geb. 1922, von Basel BS (Fischerweg 2). Wurde bestattet.

Tomasina-Christ, Elsa, geb. 1915, von Basel BS (Mittlere Strasse 15). Wurde bestattet.

von Büren, Hans-Rudolf, geb. 1949, von Rüttenen SO (Lehenmattstrasse 165). Wurde bestattet.

Weber-Eicher, Charlotte, geb. 1918, von Basel BS (Wilhelm Klein-Strasse 19). Trauerfeier im engsten Kreis.

Riehen

Bär-Gloor, Yvonne Bernadette, geb. 1944, von Horgen ZH (Äussere Baselstrasse 59). Wurde bestattet.

Fiechter-Fauser, Erwin Bruno, geb. 1933, von Basel BS (Unterm Schellenberg 147). Trauerfeier im engsten Kreis.

Friedlin-Amrein, Maria Luise, geb. 1916, von Riehen BS (Lörcherstrasse 76). Trauerfeier im engsten Kreis.

Hädener, Julie, geb. 1922, von Schaffhausen SH und Egerkingen SO (Niederholzstrasse 43). Trauerfeier im engsten Kreis.

Kaufmann-Gross, Nelly Marthe, geb. 1920, von Zürich ZH (Albert Oeri-Strasse 7). Trauerfeier im engsten Kreis.

Niederer-Althaus, Alfred, geb. 1937, von Walzenhausen AR (Rheintalweg 70). Wurde bestattet.

Parisi-Böhringer, Ernesto Giovanni, geb. 1933, von Pinzolo Italien (Albert Oeri-Strasse 7). Trauerfeier im engsten Kreis.

Rösch, Brigitte Anna Maria, geb. 1942, von Riehen BS (Albert Oeri-Strasse 7). Beisetzung Freitag, 5. Februar, 14 Uhr, Gottesacker Riehen.

von Keitz, Ursula, geb. 1936, von Schattdorf UR (Im Glögglihof 15). Wurde bestattet.

Allschwil

Haller-Jost, Hedwig Alice, geb. 1928, von Gontenschwil AG (Feldstrasse 91). Wurde bestattet.

Notter-Mühlich, Heidi Rosmarie, geb. 1945, von Zürich ZH und Niederrohrdorf AG (Reservoirweg 10). Trauerfeier Freitag, 7. Februar, 14 Uhr. Besammlung ref. Kirche Allschwil. Beisetzung im engsten Familienkreis.

Roth-Arnold, Walter, geb. 1940, von Buchholterberg BE (Muesmattweg 33). Trauerfeier und Beisetzung Freitag, 30. Januar, 14 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Birsfelden

Ingold-Niederhauser, Dora, geb. 1924, von Bettenhausen BE (Hardstrasse 71). Abdankung Freitag, 30. Januar, 14 Uhr. Besammlung Friedhof Birsfelden.

Münchenstein

Krause-Hell, Helma, geb. 1927, von Münchenstein BL (Gurbenstrasse 33). Abdankung und Urnenbestattung Dienstag, 3. Februar, 14 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Müller-Christensen, Jonna Kristine Valleback, geb. 1948, von Basel BS und Wiliberg AG (Neumattstrasse 3). Abdankung und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Steiner-Eschle, Christoph Cornelius, geb. 1957, von Liesberg BL (Nelkenweg 8). Abdankung und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Muttenz

Graf-Steuler, Sigfried, geb. 1936, von Lauterbrunnen BE (Schanzweg 9). Wurde bestattet.

Roffler-Waldmeier, Alice, geb. 1904, von Churwalden GR (Tramstrasse 83, APH Zum Park). Bestattung Montag, 2. Februar, 14 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend um 15 Uhr Trauerfeier im Gemeindehaus der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage, Wartenbergstrasse 31, Pratteln.

Wagner-Jauslin, Karl, geb. 1924, von Muttenz BL und Reigoldswil BL (Geispelgasse 6). Trauerfeier Mittwoch, 4. Februar, 14 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Pratteln

Jehle-Huber, Elisabeth Rosa, geb. 1932, von Jonen AG (Haldenweg 25). Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Coers-Schwytzer, Vreni, geb. 1943, von Reinach BL und Galgenen SZ (Aufenthalt im APH Birsfelden). Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Weiss-Braun, Ruedi, geb. 1935, von Basel BS (Hinterlindenweg 55). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Dienstag, 3. Februar, 14 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Zimmermann-Troentlé, Edwin, geb. 1923, von Greppen LU und Weggis LU (Bruderholzstrasse 50, mit Aufenthalt im APH Eben Ezer, Frenkendorf). Trauerfeier und Urnenbeisetzung Freitag, 30. Januar, 10 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

TagesWoche

Wir nehmen
Todesanzeigen für
alle Zeitungen der Region
entgegen

Wir beraten Sie gerne persönlich vor Ort,
an der Ecke Rümelinplatz / Grünpfahlgasse.

Neue Medien Basel AG, Tel. 061 561 61 50

Öffnungszeiten:

Mo. bis Fr. von 8.30-12 Uhr und von 13-17 Uhr

info@neuedienbasel.ch

Hochhaus auf viele Menschen hat, die nicht darin wohnen oder arbeiten. Sie haben vorher von Machtdemonstration gesprochen. Wen meinen Sie damit? Auftraggeber oder Architekten?

Unser Leben besteht zu einem gewissen Teil aus Machtdemonstrationen und Angeberei. Es wäre schade, wenn dies nicht der Fall wäre. Ein gewisses Mass an, sagen wir mal, Grössenwahn oder auch Machtdemonstration darf doch sein, sonst kann nichts Aussergewöhnliches entstehen. Ein Grosskonzern soll ein Zeichen setzen dürfen.

Bislang setzten Münster und Spalontor die Zeichen, die man aber nicht täglich wahrnimmt, wenn man nicht gleich daneben wohnt und arbeitet. Den Roche-Turm sieht man praktisch immer und von fast überall her. Was macht das mit der Stadt?

Nicht allzu viel letztlich. Das Spalontor, das Münster und die Altstadt werden die Symbole Basels bleiben. Natürlich sieht man den Roche-Turm von der Pfalz aus gut, aber das ist der Blick in die «Neustadt» und ein Zeichen dafür, dass es irgendwann zu eng wurde in der alten Stadt, dass sie sich ausbreiten und in den Gebieten ausserhalb der Kernstadt in die Höhe wachsen musste. Ich möchte und kann den Bau oder die zukünftigen Bauten auf dem Roche-Areal noch nicht abschliessend beurteilen. Es ist durchaus ein radikaler Vorgang, die Bauten sind enorm hoch, sie sprengen die bestehenden Dimensionen sehr. Das ehemalige Roche-Hochhaus am Rhein ist zum Zwerg zusammengeschrumpft. Aber ich freue mich auf das fertige Resultat. Und mir ist das lieber als das, was auf dem Novartis Campus im Norden der Stadt geschieht, wo sich ein ganzes Quartier gegen aussen abschottet.

«Den Mut, den Roche-Turm zu bauen, hätte ich nicht gehabt.»

Nicht alle Hochhäuser entstehen in der Neustadt, wie Sie das nennen. Ihr Claraturm wird ziemlich nahe beim Zentrum in die Höhe wachsen.

Womöglich zu nahe an der Altstadt?

Man kann den Standort inhaltlich gut begründen, nämlich mit der Betonung der Achse vom Badischen Bahnhof über den Rhein ins Grossbasel. Mit dem Messturm wurde die Achse betont. Nun hat die Messe mit dem Neubau einen Querriegel über diese Achse gelegt. Unser Claraturm ist eine Art Korrektur, er bringt die gestörte Achse wieder ins Gleichgewicht.

Ich frage Sie ganz persönlich: War der Claraturm-Auftrag, über den die ganze Stadt spricht, für Sie eine Gelegenheit, selber anzugeben oder einen gewissen Grössenwahn auszuspähen?

Was soll ich jetzt sagen?

Also frage ich anders: Gab es Ihnen eine besondere Befriedigung, diesen markanten Bau entwerfen zu können?



FOTO: NILS FISCH

Da kann ich natürlich nicht Nein sagen. **Also ja?**

Ich freue mich darauf, hier hoch bauen zu können, von Angeberei würde ich nicht unbedingt sprechen. Natürlich bin ich stolz, wie ich es auch beim HGK-Bau bin. Aber ich sehe das mit einer gewissen Gelassenheit. Ich möchte ein Architekt sein, der gut baut, ob nun in die Höhe oder nicht.

Stört es Sie ein bisschen, dass Ihr Claraturm nur der dritthöchste Bau in Basel ist?

Keine Sekunde lang (lacht). Den Mut, den Roche-Turm zu bauen, hätte ich nicht gehabt.

Wie gehen Sie bei der Planung eines Hochhauses vor? Empfinden Sie als Architekt dabei eine besondere Verantwortung, weil Sie damit ein markantes Zeichen im Stadtbild setzen?

Das ist so. Aber wir haben ganz allgemein den Anspruch, gute Häuser zu bauen. Und weil wir das tun, werden wir zu Studienaufträgen und Wettbewerben eingeladen, die solch relevanten Bauprojekten grundsätzlich vorausgehen. Es sind letztlich aber viele Menschen an den Entscheidungen beteiligt, von den Baubehörden bis zum Investor, die alle richtigerweise ihr Wörtchen mitzureden haben.

Gehen Sie mit mehr Ehrgeiz und Freude an einen Hochhausbau als an einen gängigeren Wohnbau, der am Schluss nicht gross auffallen wird?

Es gibt Bauten, die eine speziellere Herausforderung darstellen. Das Hochhaus ist

so ein Projekt, aber auch das Gartenbad in Reinach, ein Hallenbad in St. Moritz oder ein Museum in Vaduz. Es bereitet Spass, an verschiedenen Typologien von Bauten arbeiten zu können.

Sie leisten als Architekt einen Beitrag zum Hochhaus-Boom, den Basel seit gut zehn Jahren erlebt – mehr als dies in anderen Schweizer Städten der Fall ist. Hat Basel eine Vorreiterrolle?

Basel muss in die Höhe bauen, weil der Platz hier sehr beschränkt ist. Ob man aber von einer Vorreiterrolle sprechen kann, weiss ich nicht. Vielleicht ist Basel experimentierfreudiger als etwa Zürich.

Wie geht es weiter? Wird oder soll auf der Klybeckinsel dereinst ein Rheinhattan mit vielen markanten Hochhäusern entstehen?

Mir gefällt der Begriff Rheinhattan nicht. Es ist ein toller Ort, aber ich kann jetzt noch nicht sagen, was und wie dort genau gebaut werden wird oder muss. Hochhäuser bieten sich an, weil man von dort aus quasi einen direkten Blick bis nach Paris erhält (lacht) oder zumindest auf die Sonne, die über Paris untergeht.

Gibt es überhaupt Grenzen für den Hochhausbau? Darf man ein Haus von einem Kilometer Höhe bauen?

Der Mensch ist Mensch, er kann nicht anders als auszuprobieren, meinestwegen ein 1000 Meter hohes Haus zu bauen. Wenn wir Menschen nichts Neues ausprobieren hätten, würden wir noch in Höhlen leben. tageswoche.ch/+8z3xe ×

Wohnen im Hochhaus

Im obersten Stock des Markthalle-Hochhauses öffnet sich der Blick über die halbe Stadt. Hier lässt es sich leben.

Da oben, wo es immer hell ist

Online

Längere Versionen dieser beiden Artikel mit Bildstrecken gibt es online. tageswoche.ch/+8prky und tageswoche.ch/+eufvs

von Samanta Siegfried

Als der Lift im obersten Stockwerk ankommt, hat Margaret Stalder* die Tür zu ihrer Wohnung bereits geöffnet. «Ach, seid ihr nicht mit der Treppe gekommen?», begrüsst sie die Besucher lachend und bittet herein. Am Eingang wacht ein Terrakotta-Krieger.

Drinnen ist es hell und der Blick der Besucher gleitet sogleich durch die Fenster hinaus: Die verglaste Front eröffnet einen beinahe 180-Grad-Blick auf Basel.

Frau Stalder erklärt die Aussicht: Frühmorgens bescheint die Sonne das Wohnzimmer, wandert dann die Südfront entlang und präsentiert vor dem Schlafzimmer prächtige Sonnenuntergänge. Bei schönem Wetter sieht man Schwarzwald, Jura und Vogesen.

«Es ist ein anderes Gefühl, so hoch oben zu wohnen. Ein Gefühl der Weite und der Freiheit», erklärt die pensionierte Juristin

und schaut hinunter auf die Bahngeleise. Seit mehr als zwei Jahren wohnt sie hier mit ihrem Mann, der Arzt ist.

Bevor die Stalders in den Markthalle-Turm zogen, wohnten sie in einem Haus auf dem Land. Frau Stalder hatte beim Umzug Zweifel: Fehlt mir das Grün? Der Balkon? Der Garten? «Wie eingesperrt im Glasturm», schildert sie ihre Bedenken.

Englischkenntnisse sind Pflicht

Doch Frau Stalder hat sich schnell umgewöhnt und die Vorzüge schätzen gelernt. Die Lage gefalle ihr, so mitten im Zentrum. Und natürlich die Helligkeit, die sei hier oben einmalig: «Licht ist wichtig», sagt sie.

Das Vorurteil, in einem Hochhaus herrsche eine anonyme Wohnform, bestätigt Stalder nicht. Im Gegenteil: Sie und ihr Mann hätten gleich zu Beginn in alle Briefkästen Zettel mit einer Einladung gelegt:

«Wer will seine Nachbarn bei einem Glas Wein kennenlernen?» 30 Hausbewohner schauten daraufhin bei Stalders vorbei.

«Auf dem Land trifft man sich im Garten, hier im Lift», meint Stalder. Sie mag die Bewohner dieses Hochhauses. Es habe vor allem junge, erfolgreiche Menschen, Banker oder Mediziner. Auch viele Expats. «Man muss Englisch können in diesem Haus.»

Der 2012 fertiggestellte Wohnturm sieht von aussen wenig interessant aus: Dunkelgrau und unaufgeregt wächst er 50 Meter in die Höhe. Von den 45 Wohnungen ist die von Frau Stalder und ihrem Mann, zusammen mit der Nachbarswohnung im gleichen Stock, die grösste.

Links vom Eingang geht es ins grosse Wohnzimmer, das auf der einen Seite in ein Büro übergeht und auf der anderen in die Küche. Rechts vom Eingang führt ein schmaler Gang über dunkles Eichen-Parquet ins Schlafzimmer mit eingebautem Bad.

Die Einrichtung lässt darauf schliessen, dass die Wohnung von Kunstliebhabern gestaltet wurde. Statt eines Flachbildschirms zieren Bilder die grossflächigen Wände. Von «Street Art» bis zu Samuel Buri ist alles dabei. «Wahrscheinlich entspricht das nicht dem Bild, wie alle Leute sich einrichten», beantwortet Frau Stalder die erstaunten Blicke. Aber schliesslich wohnt das Paar auch nicht wie alle Leute.

Frau Stalder schaut gegen Osten auf die Innenstadt. «Wissen Sie», sagt sie dann, «früher hatte ich einen Garten direkt vor der Haustür, heute kann ich dafür auf unzählige Wiesen und Wälder blicken.»

Kaum hat Frau Stalder die Tür geschlossen, weicht ihre Gastlichkeit kühlen Betonwänden. Zeit, wieder auf den Boden zurückzukehren.

tageswoche.ch/+8prky ×

*Name der Redaktion bekannt



Arbeiten im Hochhaus

Ein Blick hinter die Fassade des Messturmes, in dem Empfangsdamen ihre Toilettenpausen genau planen müssen.

Der Lift hält den Turm am Leben

von Jasmin Schraner

Die Lichter hinter der Fensterfassade leuchten grell in der Morgendämmerung. Um die 1000 Menschen arbeiten im Messturm. Ganze Stockwerke mit Grossraumbüros werden hier vermietet. Die Aussicht: phänomenal.

Das Büro der Leute, die für den Turm verantwortlich sind, ist hingegen klein und fensterlos. Der Hausdienst, der dafür sorgt, dass im Messturm alles funktioniert, ist unterirdisch untergebracht.

Heute hat Mathieu Pflieger Dienst. Täglich stehen Kontrollen an, vieles ergibt sich aber spontan. Immer wieder klingelt das Handy: Irgendwo im Turm ist eine Sicherung ausgefallen. «Ich bin unterwegs», sagt Pflieger. Weil es in den Grossraumbüros schnell kalt wird, hat jemand ein Heizöfeli eingesteckt. Das überlastet den Stromkreis, jetzt ist es ein Fall für Pflieger.

Das Facility-Management-Team sorgt für einen reibungslosen Betrieb im Turm. Leiter Joseph Schaltenbrand ist sozusagen Chef-Abwart; er koordiniert den ganzen Betrieb. «Im Prinzip funktionieren wir gleich wie ein Mietshaus», sagt er. Vieles läuft automatisch. Die Heizung reguliert sich je nach Wetter von selbst. «In einer Facility-Management-Software wird alles geplant und alle Gebäudedaten werden festgehalten. Das ist unser Hirn.»

Oben Schnee, unten Regen

Im Notfall aber, etwa bei einem Brand, werden der Chef-Abwart und sein Team über einen Pager benachrichtigt. Die Lifte fahren nach unten und bleiben dort. Die Menschen müssen sich dann durch das Treppenhaus retten – aber erst, wenn die Anweisungen über die Lautsprecheranlage verkündet wurden.

Der Aufzug ist der Lebensnerv. «Ohne den Lift wäre der Turm tot», sagt Schaltenbrand. Die Gebieterin über die neun Lifte ist am Tag unseres Besuchs Sonja Nafzger. Sie arbeitet am Infodesk direkt neben dem Eingang. Auf einem Bildschirm hat sie den Überblick und weiss sofort, wenn etwas nicht stimmt. Weil sie stets in Alarmbereitschaft sein muss, darf sie ihren Arbeitsplatz nicht verlassen. Selbst der Toilettengang muss deshalb koordiniert werden.

«Wir nehmen das Hochhaus eigentlich gar nicht als solches wahr», sagt Nafzger. Aber sie sieht durchaus auch Eigenheiten: Manchmal schneie es auf Höhe der oberen Stockwerke, während unten Regen auf den Asphalt prasselt. «Und es ist auch schon vorgekommen, dass jemand Angst hatte vor einer Sitzung im 30. Stock.»

Wer schon in der Bar Rouge war, weiss: Der Ausblick vom Messturm kann schwindelerregend sein. Abwart Mathieu Pflieger muss sogar noch ein Stockwerk höher – nach draussen. Das Dach des Messturms ist flach und eisig an diesem Morgen, ein Geländer gibt es nicht.

Einmal in der Woche kontrolliert der Hausdienst hier das rote Licht, welches das Gebäude für die Flugzeuge kennzeichnet. Zweimal jährlich wird von hier oben ein Fassaden-Lift an der Aussenseite ausgefahren, damit ein Reinigungsteam die rund 3000 Fenster von aussen putzen kann. Ist es zu windig, bleibt das Dach aber menschenleer: Zu gefährlich wäre eine Begehung, erklärt Pflieger.

Dann klingelt sein Handy. Ein paar Stockwerke weiter unten ist schon wieder die Sicherung ausgefallen. Wieder ein Heizöfeli. Grossbau hin oder her: Es sind die kleinen Dinge, die den Hausdienst des Messturms an diesen Wintertagen auf Trab halten.

tageswoche.ch/+eufvs

×



Aufhebung Euro-Mindestkurs

Unternehmen denken darüber nach, Grenzgängern die Gehälter in Euro auszuzahlen – das ist rechtlich heikel.

Lohn in Franken oder Euro?

Online

tageswoche.ch/
themen/
Euro-Mindestkurs

Teurer Franken: Grenzgänger profitieren vom Wechselkurs.

FOTO: KEYSTONE



von Matthias Oppliger

Seit die Euro-Untergrenze am 15. Januar gefallen ist, freuen sich Grenzgänger über 15 bis 20 Prozent mehr Kaufkraft. Arbeitgeber überlegen sich derweil, ihren Arbeitnehmern mit Wohnsitz in der Eurozone die Gehälter in Euro auszuzahlen. Unternehmerisch mag das Sinn machen, kann so doch ein Teil des Währungsrisikos abgewälzt werden, ohne dass sich die Kaufkraft der Grenzgänger real verschlechtert.

Arbeitsrechtler und Gewerkschaften wehren sich jedoch vehement gegen die Ungleichbehandlung. Ausserdem hat das Kantonsgericht Baselland im Dezember 2012 in einem solchen Fall gegen die Aescher Firma Stöcklin Logistik entschieden.

Das Urteil ist schweizweit das bisher einzige zu dieser Frage und gilt unter Juristen deshalb als Massstab. Weshalb wird also weiterhin über das Thema diskutiert?

«Saubere Lösungen» für Grenzgänger

Beim Arbeitgeberverband Basel-Stadt hat man auf die Aufwertung des Schweizer Frankens rasch reagiert. Nur wenige Tage nach dem Entscheid der Nationalbank wurde dort eine Mitteilung an die Mitglieder publiziert.

Unter dem Titel «Aufhebung des Mindestkurses – Arbeitsrechtliche Fragen» schreibt der Verband, es sei davon auszugehen, dass die «Währungskrise» die Unternehmen in der nächsten Zeit beschäftigen werde und diese deshalb nach Möglichkeiten suchen, die Auswirkungen abzdämpfen. Etwa durch Eurolöhne für Grenzgänger – eine Massnahme, die «grundsätzlich möglich, jedoch mit einigem administrativem Aufwand» verbunden sei.

Die Mitteilung endet mit dem Aufruf: «Kontaktieren Sie uns, damit Sie nicht nur eine unternehmerische, sondern auch arbeitsrechtlich saubere Lösung finden.»

Ist eine Firma einem Gesamtarbeitsvertrag unterstellt, sind Euro-Löhne nicht möglich.

Wie eine solche Lösung aussieht, erklärt Barbara Gutzwiller, Direktorin des Basler Arbeitgeberverbands. Es habe seit dem 15. Januar zwar mehrere Anfragen von Unternehmen aus der Region gegeben, von einer «Anfragewelle» mag Gutzwiller jedoch nicht sprechen. Prinzipiell müsse jeder Fall individuell angeschaut werden, es gebe aber allgemein folgende Punkte zu beachten:

Ist die Firma einem Gesamtarbeitsvertrag (GAV) unterstellt? **Falls ja**, sei eine Auszahlung der Löhne für Grenzgänger in Euro nicht möglich. Ein GAV erlaube keine individuelle Anpassung der Arbeitsverträge, sagt Gutzwiller. **Falls nein**, sind zwei Szenarien denkbar:

Kommentar

Szenario 1: Die Arbeitnehmer sind einverstanden. «Ist dies der Fall, steht der Massnahme nichts im Weg», sagt Gutzwiller, «solange zwei Bedingungen eingehalten werden.» So müssen die Sozialversicherungsabgaben weiterhin in Schweizer Franken bezahlt werden. Ausserdem dürfen die Verträge zumindest mittelfristig nicht wieder geändert werden, etwa wenn der Eurokurs wieder steigen sollte.

Szenario 2: Die Arbeitnehmer sind nicht einverstanden. Will der Unternehmer die Massnahme trotzdem durchsetzen, muss er eine sogenannte «Änderungskündigung» aussprechen. Das bedeutet, dass der alte Vertrag aufgelöst und durch einen neuen (mit Gehalt in Euro) ersetzt wird. Gutzwiller weist die Unternehmen seit dem Gerichtsurteil gegen Stöcklin Logistik darauf hin, dass solche Änderungskündigungen problematisch sein können.

Eine unterschiedliche Behandlung von Grenzgängern ritzt die Personenfreizügigkeit.

Aus der Sicht der Arbeitgeber scheint die Rechtslage also einigermaßen klar. Ebenso eindeutig fällt die Antwort von Thomas Geiser aus, er ist Professor für Arbeitsrecht an der Hochschule St. Gallen. Allerdings sagt er genau das Gegenteil: «Es ist völlig klar, dass das im Arbeitsvertrag definierte Gehalt gilt.» Eine unterschiedliche Behandlung von Grenzgängern verstosse ausserdem gegen das Diskriminierungsverbot der Personenfreizügigkeit. «EU-Bürger dürfen nicht anders behandelt werden als Schweizer», sagt Geiser.

Die Argumentation der Unternehmer, dass sich dadurch die Kaufkraft der Grenzgänger nicht vermindere, lässt der Arbeitsrechtler nicht gelten. «In einer liberalen Wirtschaft misst sich der Lohn an Leistung und nicht am Bedürfnis des Arbeitnehmers.»

Selbst wenn ein Arbeitnehmer mit der Vertragsänderung einverstanden sei, rät Geiser den Unternehmern davon ab. «Ein Arbeitnehmer kann sich noch fünf Jahre lang umentscheiden und vor Gericht Nachforderungen geltend machen.»

Sei ein Unternehmen vom starken Franken tatsächlich in seiner Existenz bedroht, dann seien Lohnsenkungen durchaus denkbar, sagt Geiser. «Allerdings für alle.»

Eine andere Möglichkeit, wie Unternehmen die wirtschaftlichen Folgen des neu erstarkten Frankens dämpfen können, hat der Bundesrat präsentiert: Kurzarbeit. Wie das Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung mitteilte, seien die Vollzugsstellen der Arbeitslosenversicherung angewiesen, ab sofort Arbeitsausfälle aufgrund von Devisenschwankungen bei Gesuchen um Kurzarbeit anzurechnen.

tageswoche.ch/+ndr27

Die Aufhebung der Wechselkursbindung war falsch. Es braucht mehr Kaufkraft, Investitionen und Konjunkturförderung.

“

Für den Entscheid der Nationalbank, die Wechselkursbindung an den Euro aufzuheben, gibt es nur eine zutreffende Beschreibung: bedingungslose Kapitulation. Der Entscheid kam nicht nur überraschend, sondern vor allem auch ohne Not, ohne überzeugende Begründung, zum falschen Zeitpunkt und ohne Aussicht auf eine wirksame Alternative. Er ist falsch.

Dabei hat die Schweizer Wirtschaft mit einem politisch stabilisierten Wechselkurs immer sehr gute Erfahrungen gemacht – in den letzten drei Jahren ebenso wie vor der Einführung des Euro. Aber was nicht zur reinen Lehre der neoliberalen Orthodoxie passt, darf offenbar nicht sein.

Jetzt soll es also wieder der «Markt» richten. Zu was dieser – beziehungsweise die Devisenspekulanten, welche auf einen immer stärker überbewerteten Franken wetten – fähig ist, wenn man ihm frei Bahn lässt, davon haben wir in den letzten Tagen einen Vorgeschmack bekommen.

Aber es kann noch schlimmer kommen. Dann nämlich, wenn Politik und Wirtschaft jetzt auch noch zu neoliberalen Krisenrezepten greifen, um die von der neoliberalen Orthodoxie mutwillig herbeigeführte Notsituation in den Griff zu bekommen. Das wäre – nach der Kapitulation – das Harakiri.

Billige Scheinlösungen

Kosten und Steuern senken, Löhne drücken, deregulieren, den Gürtel enger schnallen – Arbeitgebervertreter und, besonders bedenklich, der zuständige Bundesrat überbieten sich zurzeit mit billigen Scheinlösungen, die alle eines gemeinsam haben: Sie wälzen die Kosten des Wechselkursentscheides auf die Arbeitnehmenden ab und treiben die Schweizer Wirtschaft damit noch näher an den Abgrund einer Rezession.

Eurolohne für Grenzgänger sind nicht nur diskriminierend und würden zu zwei Klassen von Arbeitnehmenden führen. Sie würden den Rückgriff auf die «billigeren» Arbeitskräfte fördern und den Arbeitsmarkt zuungunsten der «Inländer» verzerren. Das würde den sozialen Zusammenhalt im Land gefährden. Flächendeckende Lohnsenkungen, die einige in den besonders betroffenen Branchen Exportindustrie und Tourismus bereits fordern, würden die Binnennachfrage dämpfen – jene



Vania Alleva ist Co-Präsidentin der Gewerkschaft Unia und Vize-Präsidentin des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes SGB. tageswoche.ch/+x9rqn

Nachfrage, die entscheidend dafür gesorgt hat, dass die Schweiz die letzte Krise erfolgreich überstanden hat.

Entscheidend sind jetzt die gesamtwirtschaftlichen Weichenstellungen. Kostensenkungen, Lohnzurückhaltung und Sparprogramme – davon hatten wir in den vergangenen zwei Jahrzehnten bereits genug. Noch mehr davon würde den Aufwertungs- und Deflationsdruck nur weiter verstärken.

Jetzt brauchen wir eine Wirtschaftspolitik, welche das Steuer entschieden herumreisst: mehr Investitionen, mehr Konjunkturförderung, mehr Kaufkraft für alle. Nur so kommt die Schweizer Wirtschaft aus der Aufwertungsfalle heraus und auf einen nachhaltigen Wachstumspfad, der etwas weniger vom Auf und Ab der internationalen Märkte abhängig ist.

Die gravierenden Folgen des Wechselkursschocks für Tourismus und Exportindustrie lassen sich damit allerdings nicht auffangen. Hier braucht es spezielle Stützmassnahmen, um drohende Massenentlassungen zu verhindern.

Die Stichworte sind: Grosszügigere Entschädigungen bei Kurzarbeit, Innovationsförderung und gezielte Konjunkturprogramme. Am allerwichtigsten aber ist: Die Nationalbank muss wieder ihrem Auftrag nachkommen und den Franken wirksam gegen die Finanzspekulation schützen. Sonst bleiben alle Krisenmassnahmen blosser «Pflasterlipolitik».

”

Bald geht die Bildungsreform in die nächste Runde: Nach sechs Jahren Primar folgt die neue Sekundarstufe. Die Schüler sollen selbstständig lernen – und am Morgen länger schlafen.

Die Generation HarmoS kommt in die Sekundarschule

Alle miteinander: Künftig besuchen die Schüler verschiedener Leistungszüge dasselbe Schulhaus.

FOTO: GETTY IMAGES



von Jasmin Schraner

Die Bildungsreform des Kantons Basel-Stadt zur Schulharmonisierung schreitet voran. In diesem Jahr ist die neue Sekundarschule an der Reihe. Die ersten Schülerinnen und Schüler – die bereits sechs Jahre Primarschule hinter sich haben – treten in die Sekundarschule über.

Die Vorbereitungen laufen, die Schulhausstandorte stehen fest: Bis Mitte Februar sollen die Kinder und ihre Erziehungsberechtigten drei bevorzugte Schulhäuser angeben. Eine rein pragmatische Entscheidung je nach Wohnort? Nicht nur. Je nach Standort wird mit verschiedenen Konzepten gearbeitet.

Doch von vorn: Was hat es mit der neuen Schule auf sich?

Die elf obligatorischen Volksschuljahre führen in Zukunft nur noch über den Kindergarten, die Primar- und Sekundarschule. Die Bildungsreform opfert dafür zwei bisherige Schulen: die Orientierungsschule (OS) und die Weiterbildungsschule (WBS) mit ihren zwei Leistungszügen. Ausserdem wird das Gymnasium um ein Jahr verkürzt. Der Übergang zum neuen Schulsystem verläuft fliessend: 2015 verschwindet die OS endgültig, 2017 die WBS.

Alle unter einem Dach

Die neue Sekundarschule umfasst drei Leistungszüge, die alle im gleichen Schulhaus besucht werden. In welchen der drei Leistungszüge die Schüler eingeteilt werden, entscheiden die Noten des letzten Primarschuljahres. Zur Auswahl stehen drei Züge:

- Leistungszug A für allgemeine Anforderungen
- Leistungszug E für erweiterte Anforderungen
- Leistungszug P für hohe Anforderungen.

Bis jetzt besuchten die Schüler die WBS oder das Gymnasium in unterschiedlichen Schulhäusern. Man teilte sich vielleicht den Pausenplatz, hatte aber sonst wenig miteinander zu tun.

Das wird sich ändern – auch im Sinne des sozialen Zusammenhalts der Schülerinnen und Schüler. «Es ist ein grosser Vorteil, dass der P-Zug im gleichen Schulhaus wie die andern ist. Das wird sicher abfärben», sagt Dieter Baur, Leiter Volksschulen Basel-Stadt.

Die Leistungszüge unterscheiden sich derweilen in ihrer Klassengrösse. Während der P-Zug ein Maximum von 25 Schülerinnen und Schülern zulässt, sind es im E-Zug 23 und im A-Zug nur 16 Schüler.

Die Aufteilung in drei Leistungsniveaus ist kein starres System. «Der Wechsel in einen anderen Leistungszug ist deutlich einfacher als früher – sofern die Leistung stimmt», sagt Baur. Er bringt eine Schülerin aus dem E-Zug also Leistungen, die dem Niveau des P-Zugs entsprechen, kann sie einfach wechseln – und erst noch im glei-

chen Schulhaus bleiben. Dasselbe gilt auch für die Umstufung in ein tieferes Niveau.

In allen drei Leistungszügen soll überdies die Berufsorientierung stärker vermittelt werden. Davon werden insbesondere auch die Schüler des P-Zuges profitieren, ist Dieter Baur überzeugt: Sie sollen in Zukunft mehr Informationen über Berufslehren erhalten, als dies bis anhin im Gymnasium der Fall war.

Zehn verschiedene Sekundarschulen sind über die Stadt verteilt, einige befinden sich derzeit noch im Um- oder Neubau. «In den Schulhäusern müssen zwingend alle Leistungszüge vertreten sein, nur so können wir die Durchlässigkeit am Standort garantieren», erklärt Baur. Deshalb könne die Volksschulleitung nicht zusichern, dass das Kind tatsächlich am gewünschten Standort eingeteilt werde. Die Erziehungsberechtigten dürfen also drei Standorte wünschen, haben aber keine Garantie. Auf die Volksschulleitung wird damit eine Menge Arbeit zukommen, zumal auch für sie die Zuteilung in die Sekundarschule Neuland ist.

Manche Schulleitungen haben die Gunst der Stunde genutzt und wollen in der Sekundarschule neue Konzepte ausprobieren. Am deutlichsten zeigt sich dies im Sandgruben-Schulhaus, wo das Modell der Erfahrungsschule umgesetzt werden soll. Der Unterricht findet hier jahrgangsübergreifend in grossen Lernateliers statt. Für eine staatliche Schule ist ein solches Konzept, das sich in gewissen Privatschulen bewährt hat, eigentlich nicht vorgesehen, weshalb die Schulleitung dafür eine Sondergenehmigung einholte.

Auch in anderen Schulhäusern werde mit ähnlichen Konzepten gearbeitet, sagt Baur. «Alle Standorte haben ihre spezifischen Eigenheiten.» Für die gesamte Sekundarschule gilt aber, dass das selbstständige Lernen der Schüler gefördert wird – etwa in Form von grossen Lernateliers, in denen die Schüler ihren eigenen Arbeitsplatz haben. Oder in sogenannten Plus-Klassen: Hier findet der Unterricht in Phasen statt, in welchen jeweils eine kleine Auswahl an Fächern gelehrt wird, dafür umso intensiver.

Punkte statt Noten

Neu kommen Leistungschecks auf die Schülerinnen und Schüler zu – und zwar nicht nur auf der Sekundarstufe, sondern auch in der Primarschule. Die Tests sind mit den Kantonen Basel-Landschaft, Aargau und Solothurn abgestimmt und erlauben damit über die Kantonsgrenzen hinaus vergleichbare Aussagen über eine Klasse oder ein Schulhaus.

Die Ergebnisse werden mit Punktezahlen und nicht mit Noten ausgewiesen. Eine externe Instanz wertet sie aus. Die Anonymität der Ergebnisse soll einen Wettbewerb verhindern: Das wurde bereits als Farce kritisiert. Für Baur ist diese Kritik aber nicht angebracht: «Wir wehren uns vehement gegen Ratings.» Die Checks sollen lediglich zur gezielten Förderung und Weiterent-

wicklung des Unterrichts dienen. Eine Ausnahme bilden die zwei Checks in der Sekundarschule, die im Abschlusszertifikat kommuniziert werden.

Kampf um Kunstfächer

Stark kritisiert wurde in den letzten Jahren auch der neue Lehrplan 21. Auf Sekundarstufe sorgte insbesondere die Rolle der Kunstfächer für Ärger. Nachdem es künftig keine Klassen mit erweitertem Musikunterricht mehr geben wird, haben die Musik- und Kunstfächer eine Abwertung erfahren. So sehen es zumindest die betroffenen Lehrpersonen.

In den letzten beiden Sekundarschuljahren sind die Fächer Musik, Bildnerisches Gestalten, Technisches- und Textiles Gestalten keine Pflichtfächer mehr, sondern nur noch Wahlpflichtfächer. Zudem hat der P-Zug nicht dieselben Wahlfreiheiten wie die anderen beiden Züge. Wegen dieser «Diskriminierung der musischen Fächer», wie die Kritiker klagen, wurde die Unterschriftensammlung für die «Initiative für eine freie Wahl aller Wahlpflichtfächer in der Sekundarschule» lanciert. Im April läuft die Sammelfrist aus.

Während ein Teil der Lehrerschaft der Bildungsreform kritisch gegenübersteht, sehen andere Lehrerinnen und Lehrer auch eine grosse Chance in der Tatsache, dass neue Lernkonzepte verwirklicht werden können. Auf eines dürfen sich die Schüler aber auf jeden Fall freuen: Sie können künftig am Morgen 20 Minuten länger schlafen. Die Sekundarschule wird erst um acht Uhr beginnen – was sich gemäss einer Studie der Universität Basel erst noch positiv auf die Schulleistungen auswirken dürfte.

tageswoche.ch/+eulof

×

ANZEIGE

Menschen begleiten bei Krankheit, Trauer und Sterben?

Lehrgang in Palliative Care für Interessierte und künftige Begleitende bei GGG Voluntas.

Nächste Informationsveranstaltungen:

11.2. und 5.3.2015
17.00 bis 18.30 Uhr

Auskunft und Anmeldung:
Telefon 061 225 55 25
Leimenstrasse 76, 4051 Basel
www.ggg-voluntas.ch

GGG Voluntas

Nach drei Monaten als Telebasel-Chefredaktorin spricht Karin Müller erstmals über ihre inhaltlichen Pläne und das künftige Zielpublikum des Basler Lokalfernsehens.

«Die ganze Schweiz soll

von Telebasel sprechen»

von Simon Jäggi

Seit drei Monaten ist Karin Müller im Amt, und der Stiftungsrat von Telebasel erwartet einiges von seiner neuen Chefredaktorin. Unter ihr soll der Fernsehsender künftig eine «Multi-Channel»-Strategie verfolgen, also auch online präsentiert werden.

Auch inhaltlich will die 49-Jährige einige Dinge verändern, um den Sender zu profilieren und populärer zu machen. Karin Müller will in Zukunft mehr Zuschauer erreichen und deshalb Sendungen für «eine Familie, die in Baselland mit zwei Kindern lebt» machen. Dort wohnt die gebürtige Baselbieterin mittlerweile auch selber wieder: im Haus, in dem sie einst aufwuchs. Wir haben sie in einer Beiz in Aesch zum Interview getroffen.

Karin Müller, Sie sagten einmal, Sie würden am liebsten Ihr ganzes Leben lang Radio machen. Jetzt sind Sie beim Fernsehsender Telebasel. Was ist passiert?

Für mich ist es ein Wechsel von Chefredaktion zu Chefredaktion. Jetzt steht das Bewegtbild im Vordergrund. Im Kern geht es aber immer darum, dass wir Geschichten erzählen. Beim Radio genauso wie jetzt bei Telebasel.

Das Radiobusiness kennen Sie aus allen Perspektiven. Das Fernsehgeschäft hingegen vor allem als Zuschauerin.

Sie haben vielleicht vergessen, dass ich geholfen habe, die Sendung «Kulturzeit» bei 3sat aufzubauen. Ich gehörte dort zum

ersten Team. Zudem wachsen die Medien immer mehr zusammen. Wir bilden heute trimediale Journalisten aus, weil es das braucht. Und ich freue mich auf die Zeit, wenn ich Kameramänner bei ihrer Arbeit begleiten kann und auch jenen Teil der Arbeit kennenlernen kann, der mir noch nicht so bekannt ist.

Wenn Ihnen jemand vor zehn Jahren prophezeit hätte, dass Sie dereinst bei Telebasel als Chefredaktorin arbeiten würden – hätten Sie das geglaubt?

Alle meine bisherigen Stationen hatte ich nicht erwartet. Heute finde ich es den idealen Moment, um bei Telebasel zu sein. Wir sind angestellt für Journalismus, haben Mittel, sind gut abgestützt, und wir sind unabhängig. Wie toll ist denn das, im Jahr

Karin Müller (49) moderierte schon als Studentin bei Radio Basilisk. Danach wurde sie als Morgenstimme von DRS 3 schweizweit bekannt. Führungserfahrung erwarb sie als Programmleiterin von Radio Pilatus sowie als Geschäftsführerin und Chefredaktorin von Radio 24. Zuletzt wirkte sie als Programmdirektorin von Hitradio RTL bei BCS Sachsen. Fernserfahrung sammelte Karin Müller als Moderatorin und Redaktorin bei «Kulturzeit» von 5sat.



«Bleibt ein Medientitel stehen, ist das der Untergang.» Karin Müller startet dynamisch in ihren neuen Job.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER



Karin Müller: «Ich gehe immer vom Guten aus, und das lebe ich auch.»

2015! Und ich bin wild entschlossen, gemeinsam mit meinem Team das Bestmögliche rauszuholen. Ich möchte, dass die ganze Schweiz von diesem Telebasel spricht.

Wie wollen Sie das erreichen?

Mit guten Inhalten.

Können Sie da genauer werden?

In meiner ersten Ausbildungslektion sagte uns der Ausbilder: «Ihr meint, ihr könntet die Wahrheit herausfinden. Journalismus ist aber immer eine Verzerrung der Wirklichkeit. Also versucht, euch der Wahrheit so weit wie möglich zu nähern.» Es ist das Schöne an dem Job, dass wir jeden Tag etwas Neues herstellen können. Und es ist auch das Anstrengende, denn es hört nie auf, und damit ist auch eine grosse Verantwortung verbunden.

Bei Ihrem Antrittsinterview waren Sie offensichtlich nervös. Ihr Versprecher «Telebasel – das isch Züri» sorgte schweizweit für Schlagzeilen. Woher kam diese Anspannung?

Wenn ich an einem neuen Ort beginne, habe ich auch sehr viel Respekt vor dieser

Aufgabe und davor, was das Team bereits geleistet hat. Vielleicht hätte man die Sendung aufzeichnen müssen. Ich wollte das aber live machen, weil es authentischer ist. Ein gewisses Lampenfieber gehört dazu, das hatte ich auch beim Radio vor jeder Sendung.

Lassen Sie uns über das Publikum sprechen. Wie sieht denn der Zuschauer von Telebasel aus?

Das ist eine Familie, die in Baselland mit zwei Kindern lebt und sämtliche Herausforderungen des Alltags kennt. Da ist eine Beziehung, die Arbeitsstelle, die Erziehung. Dieses Bild haben wir in den vergangenen drei Monaten gemeinsam erarbeitet. Und danach wollen wir uns in Zukunft ausrichten, wenn wir unsere Beiträge und Sendungen gestalten.

Das heisst, Telebasel wird zum Stadtfernsehen, das für Leute auf dem Land sendet?

Wenn wir mehr Zuschauer gewinnen wollen, dann finden wir diese auch auf dem Land. Wir müssen vom Kleinbasel bis ins Fricktal berichten. Dieser Spagat zwischen

Stadt und Land, das ist die grosse Herausforderung jedes regionalen Senders.

Hat diese Familie, von der Sie sprechen, für oder gegen die Kantonsfusion gestimmt?

Das ist eine Musterfamilie. Telebasel muss sowohl für die Befürworter als auch die Gegner der Fusion etwas im Angebot haben.

Was braucht es dafür?

Ein geschicktes Themensetting. Das ist der tägliche Kampf, ein Menü herzustellen, welches möglichst viele Leute begeistert und informiert. In meinen Augen ist es der Auftrag der Medien, zu einem besseren Verständnis und zu mehr Integration beizutragen. Diesen Standpunkt habe ich immer vertreten, und das mache ich auch jetzt.

«Wir wollen ein unaufgeregtes und seriöses Angebot machen.»

Telebasel-Geschäftsleiter Dominik Prétôt begründete Ihre Anstellung vor allem mit Ihren kostengünstigen und kreativen Verbesserungsideen. Bisher sind für mich als Gelegenheitszuschauer keine Veränderungen erkennbar.

In den vergangenen Wochen haben wir stark am Nachrichtenmagazin «7vor7» gearbeitet. Es hat jetzt einen anderen Ablauf, andere Elemente, und auch den Schluss haben wir überarbeitet. Ich möchte auch mehr harte Fakten und Recherchen. Wir sind auf dem Weg dahin. Und die Männer, das ist ein Detail, dürfen jetzt ihr Jacket vor der Kamera auch offen tragen.

Zu Ihrem Auftrag gehört auch, dass Sie Telebasel zu einem Multi-Channel-Sender ausbauen. Was soll sich ändern?

Wir wollen die Inhalte von Telebasel zusätzlich über unseren Webauftritt und mit Social Media verbreiten und tagesaktuell berichten. Die Grundlagen dafür erarbeitet Linus Pauls, der Leiter Operations, mit seinem Team und der Redaktion. Bereits jetzt suche ich dafür geeignete Mitarbeitende.

Wo zeigt sich die neue Chefredaktion bei Telebasel für die Mitarbeiter?

Den ganzen Tag, denke ich. Ich nehme auch an der ersten Redaktionssitzung am Tag teil.

Man sieht Sie.

Genau. Ich nehme jeden «Report» ab, unsere Hintergrundsendung. Wir haben neu Plenarsitzungen, an denen alle teilnehmen und sich einbringen können. Wir arbeiten viel an den bestehenden Sendungen, und ich bin daran, neue zu entwickeln.

Wann haben Sie sich zum ersten Mal richtig geärgert?

Bisher noch nie. Wirklich wütend werde ich nur, wenn sich jemand illoyal gegenüber dem Team oder dem Unternehmen verhält. In den letzten zehn Jahren gab es

zwei, drei solche Momente. Ich gehe immer vom Guten aus, und das lebe ich auch.

Viele Sendungen wirken etwas angestaubt und altbacken. Wie wollen Sie das verändern?

Das neue «7vor7» ist ein gutes Beispiel, schauen Sie es sich an.

Das habe ich gestern Abend getan und es mit einer Sendung vom letzten September verglichen. Unterschiede sind mir einzig bei den Themen aufgefallen und auch der Moderator war ein anderer.

Die Sendung ist insgesamt sicher dynamischer geworden. Aber die grossen Veränderungen werden sich nach dem Sommer zeigen. Im Februar wechseln wir auf HD. Später dann soll «7vor7» ein neues Studio bekommen, auch der «Salon Bäle» und die «Telebar». Es bleibt nichts wie bisher.

Alles wird anders?

Bleibt ein Medientitel stehen, ist das der Untergang. Wir wollen mehr Zuschauer erreichen als bisher. Also müssen wir uns verändern. Es wird mehrere neue Sendungen geben. Im Kern aber soll Telebasel sich selber treu bleiben. Der Veränderungsprozess wird noch mindestens bis nächstes Jahr dauern. Danach kann ich mich hoffentlich ganz um Inhalte kümmern, um Filme, Geschichten und Journalismus.

Was für ein Sender wird denn Telebasel in zwei Jahren sein?

Ich habe ein Bild im Sinne einer Vision. Ich möchte gerne, dass Telebasel künftig selbstverständlich zum täglichen Medienkonsum dazugehört.

Die Konkurrenz ist immens.

Und gleichzeitig haben wir immense Möglichkeiten. Wir können Hintergrundsendungen machen, wir sind nahe bei den Leuten und haben die Geschichten aus erster Hand. Wir wollen ein unaufgeregtes und seriöses Angebot machen. In einer Zeit, in der wir online Enthauptungsvideos anschauen können, im Netz Absender und Quellen immer mehr verschwimmen, liegt darin der Wert von Medien. Und ich denke, in Zukunft wird das noch weiter an Bedeutung gewinnen.

«Ich möchte, dass die Region auf den Sender stolz ist und Telebasel gern hat.»

Und weshalb sollen die Zuschauer in zwei Jahren Telebasel einschalten?

Sie schalten bereits jetzt ein, und ich hoffe, es werden noch mehr. Ich möchte, dass die Region auf den Sender stolz ist und Telebasel gern hat. Wir wollen die Leute in ihrem Alltagsbereichern. Das ist bereits jetzt

so und wird in Zukunft hoffentlich noch zunehmen.

Wir sitzen hier in einer Beiz in Aesch, wo Sie aufgewachsen sind. Ist das für Sie eine Art Heimkehr?

Es ist eine doppelte Heimkehr. Einerseits zu meiner Familiengeschichte, die ersten Erinnerungen sind ja häufig die stärksten. Mir kommen dauernd solche Bilder in den Sinn. Zuletzt, als es im Rhein eine kleine Verschmutzung gab, musste ich an Schweizerhalle denken. Ich lebte damals im Kleinbasel und musste mit einem Schal um den Kopf einkaufen gehen. Und dann ist es auch eine tatsächliche Heimkehr. 25 Jahre nach meinem Wegzug bin ich wieder hier und schaue auf mein bisheriges Leben zurück.

Ihren letzten Arbeitsort in Dresden haben Sie nach wenigen Monaten wieder verlassen. Wird es hier in Basel ein längerer Aufenthalt?

Ich hoffe, Basel behält mich sehr lange. Ich bin voll und ganz bei Telebasel. Mein Ziel ist es, diesen Sender optimal aufzustellen und damit erfolgreich zu sein.

Bleibt daneben Zeit für anderes?

Jeder Anfang ist hart, ich arbeite zurzeit viel. Wenn ich Freizeit habe, dann mache ich Fitness, lese viel, treffe Freunde oder unterhalte mich am Küchentisch mit meiner Mutter.

tageswoche.ch/+jomte

×

ANZEIGE



Tages
Woche

Mittendrin: Feminismus

Gäste: Anne Wizorek

(Autorin von «Weil ein #aufschrei nicht reicht»)

und Yvonne Feri

(Nationalrätin und Präsidentin der SP Frauen Schweiz)

Moderation: Natascha Wey

(Historikerin und Feministin)

Mittwoch

11. Februar 2015

Ab 19:00 Uhr

Kaserne Basel (Rossstall 2)



Kunstmuseum

Und plötzlich ist der Toaster aus der Küche weg

von Karen N. Gerig

Es ist zwar schon eine Weile bekannt, doch nun ist es tatsächlich so weit: Das Kunstmuseum schliesst Ende Woche für mehr als ein Jahr seine Tore. Und plötzlich kommen die nostalgischen Gefühle hoch, bei jenen zumindest, die das Haus am oberen Ende der Wettsteinbrücke zu regelmässigen Besuchen lockt.

Schon früh führten mich meine Wege in diesen klotzartigen Bau, der auf den ersten Blick so gar nicht einladend erscheint. Spätestens im Gymnasium gehörte ich zu den regelmässigen Besucherinnen – was dazu führte, dass ich die Deutschlehrerin einmal damit schocken sollte, dass ich Auguste Rodins «Bürger von Calais» in einem Aufsatz mit einem Toaster verglich.

Heute schmunzle ich darüber, doch so weit hergeholt war das nicht: Schliesslich ging es mir nur darum aufzuzeigen, dass ich die Skulpturengruppe im Innenhof des Museums beim Vorbeigehen nicht mehr richtig wahrnehme, weil sie halt immer da sei. Wie der Toaster in der Küche eben. Natürlich wurde dies dem Werk des Franzosen keinesfalls gerecht, und lustigerwei-

se zwinkere ich dem Bürger-Grüppchen seither jedes Mal verschwörerisch zu, wenn ich in Richtung Eingangstür schreite.

Während meines Studiums zwinkerte ich recht häufig, denn damals war das Kunsthistorische Institut noch im Kunstmuseumsbau beheimatet. Der Vortragsaal diente als Seminarraum, ein schrecklich düsterer Ort damals, mit grauenhafter Akustik. Entlang dem hinteren Innenhof, den noch die Stühle und Tische des alten Cafés zierten, waren die Büros der Professoren angelegt.

Bibliothek, Café und Uni-Institut mussten bei der letzten Sanierung als Erste das Feld räumen.

Und dann war da noch die ehemalige Bibliothek, dort, wo heute der Museums-shop liegt. Der Durchschnittsbesucher ahnte davon wohl nichts, denn es war ein recht kleiner Eingang, der dorthin führte, wenn ich mich richtig entsinne. In einem kleinen Raum dann konnte man (obwohl das Computerzeitalter schon länger angebrochen war) in unzähligen Karteikärtchen wühlen, bis man das richtige Buch gefunden hatte, welches das Personal dann auf einem kleinen Wagen heranrollte.

Das altertümliche Flair war aber vor allem im Bibliothekssaal erhalten geblieben: Lange Tische, in deren Mitte längliche Hängelampen gerade genügend Licht

warfen, um eine Buchseite zu erhellen. Meine Füsse erreichten in den monströsen lederbespannten Sesseln davor den Boden nicht. Die Bibliothek, das Café und das Uni-Institut mussten als Erste das Feld räumen bei der letzten Sanierung im Jahr 1999. Das Café zog nach vorne an die Strasse, die Bücher und Studenten in den Laurenz-Bau um. Ich schloss mein Studium ab.

Als «normale» Besucherin gewöhnte ich mich schnell an die Neuerungen. So wie ich mich wohl auch schnell daran gewöhnen werde, dass links vom Eingang künftig ein Loch unter der Dufourstrasse hindurch in den Erweiterungsbau führen wird. Die Erinnerungen daran, wie es jetzt noch aussieht, werden bleiben, wenn sie wohl auch etwas verblasen über die Zeit.

Ein letztes Mal kann man sich nun am Wochenende das Kunstmuseum im Ist-Zustand ansehen. Sich diesen einprägen. Und dann froh der Zukunft entgegenblicken. Denn etwas Nostalgie ist manchmal zwar schön – das Überführen dieses alten Gebäudes ins 21. Jahrhundert aber nicht nur von der Bausubstanz her eine Notwendigkeit. Ich jedenfalls freue mich drauf.

tageswoche.ch/+zsu7s x

Der Abschied will gefeiert werden: Das Kunstmuseum tut das am Wochenende vom 31.1./1.2. mit einer zweitägigen Finissage. An beiden Tagen ist das Museum bis 20 Uhr geöffnet, am Sonntag gibt es einen Apéro mit Musikprogramm ab 16 Uhr. Mitte April 2016 wird es zusammen mit dem Erweiterungsbau die Türen wieder öffnen.

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 40-Jährige wohnt in Bern.



Gleichgeschlechtliches Küssen ist bei der BLT unerwünscht.

BILD: ZVG

Gay-Plakate

BLT-Chef: «Ein überlegter Bauchentscheid»

von Simon Jäggi

Andreas Büttiker, Direktor der BLT, hat alle Termine abgesagt. Im Netz ergiesst sich gerade ein Shitstorm über sein Unternehmen.

Auslöser war der Basler Jugendtreff «Anyway», der kommende Woche seine neue Plakatkampagne zum Thema Homosexualität startet. Die Plakate zeigen auch sich küssende Schwule und Lesben. Büttiker befürchtete, die Bilder könnten «einen Teil der Fahrgäste stören» und lehnte den Aushang ab.

Auf der Facebookseite des Unternehmens und auf Twitter haben Dutzende Nutzer wütende Kommentare verfasst. Andreas Büttiker will an seinem Entscheid dennoch festhalten: Von den insgesamt 14 Sujets werden 6 bei der BLT nicht zu sehen sein. Die BVB wollen hingegen in ihren Fahrzeugen alle Motive aufhängen.

Für offene Fragen sorgt die Begründung des BLT-Direktors. Gegenüber «20-Minuten» erwähnte Büttiker «Richtlinien», an die sich die BLT halten müsse. Auf Anfrage erklärt Büttiker, bei den «Richtlinien» handle es sich lediglich um einen Absatz im Vertrag zwischen der BLT und der Plakatgesellschaft APG. Diese habe das Unternehmen auf die «heiklen» Sujets aufmerksam gemacht.

Geküsst wird trotzdem

Ob die BLT diese zulassen, steht ihr jedoch frei. «Die Ablehnung war ein überlegter Bauchentscheid», sagt Büttiker. «Wir stellten uns die Frage, wen wir weniger verrückt machen: Befürworter oder Gegner der Plakate.» Vielleicht habe man sich dabei verschätzt.

Die Empörung über den Entscheid reicht bis in die Politik. Daniel Stolz, Basler FDP-Nationalrat und Geschäftsleiter der Aidshilfe beider Basel, bezeichnete den Entscheid als schlechten Witz. Auch die Juso kritisierten die BLT. Die Homosexuellen-Organisation Pink Cross rief zu einem «Kiss-in» gegen Homophobie auf.

Zuletzt wurde der öffentliche Druck offenbar zu gross. Die BLT revidierte zwei Tage darauf ihren Beschluss und teilte mit, dass sie die Verwendung aller Plakate von «Anyway» ermöglichen wolle.

tageswoche.ch/+3sclz

Nationalrat

Zulassung zum Zivildienst wird nicht verschärft

von Jeremias Schulthess

Für Thomas Leibundgut von der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) war es ein positiver Entscheid, den die Nationalratskommission am Dienstag traf. Die Zulassung zum Zivildienst soll nicht verschärft werden: FDP-Nationalrat Edi Engelberger hatte dies mit einem Vorstoss gefordert.

Ein Gesuch zum Zivildienst sollte nur noch sechs Wochen vor Dienstantritt gestellt werden dürfen. Der Vorschlag wurde mit 15 zu 7 Stimmen abgelehnt. Kommissionsmitglieder befürchteten, dass ein Bumerang-Effekt entstehen könnte und dass sich mehr Personen aus medizinischen Gründen vom Militär drücken würden.

Über 30 000 Wehrpflichtige leisten heute den Militärsatz-Dienst, die Zahl verdoppelte sich in den letzten sechs Jahren. Im Moment muss ein Zivildienstleistender rund 13 Monate Dienst tun, Soldaten leisten insgesamt etwa 9 Monate Militärdienst.

tageswoche.ch/+kxfvv

Reaktionen aus der Community

von s chröttli
• Die Ausbildung zum Zivi ist offensichtlich anspruchsvoller als jene zum Soldaten – darum ja auch der grössere Zulauf.

von Christoph Meury
• Die Betonköpfe aus der Garde des Kalten Krieges werden aussterben. Die Zeit arbeitet für uns!

ANZEIGE

4. KONZERT
COLLEGIUM MUSICUM BASEL
DAS SINFONIEORCHESTER

PREISTRÄGERKONZERT
INT. ARD-WETTBEWERB MÜNCHEN 2014

FLORIAN MITREA Klavier
ANDREI IONIȚĂ Cello
KEVIN GRIFFITHS Dirigent

ARAM CHATSCHATURJAN | Walzer aus «Maskerade»
SERGEI PROKOJJEV | Klavierkonzert Nr. 3 C-Dur op. 26
ANTONÍN DVOŘÁK | Cellokonzert h-moll op. 104

Vorkonzert 18.15 Uhr: «Chorwärts!» Kinder- und Jugendchöre der Musikschule Basel Musik-Akademie
Leitung: Maria Laschinger, Regina Hui, Beat Vögele
Vorverkauf: Kulturhaus Bider & Tanner, Tel. 061 206 99 96, www.biderundtanner.ch, Stadtcasino Basel, BaZ am Aeschenplatz, SBB Basel und weitere Vorverkaufsstellen.
Reduzierte Preise für Kinder, Jugendliche, Studenten. Vorkonzert gratis.
www.collegiummusicumbasel.ch

FREITAG, 6. FEBRUAR 2015
19.30 UHR
STADTCASINO BASEL MUSIKSAAL



Zum Umfallen hip: Der neue Veloparkplatz in der Begegnungszone.

FOTO: TINO BRUNI

Auch das noch Dieser Stadt fehlen Ständer

von Tino Bruni

Die Stadt ist in letzter Zeit ja ziemlich zum Hipster geworden, wenn es ums Velofahren geht. Sie hat einiges unternommen, um dem trendigen Single-Speed-Lifestyle entgegenzukommen.

Rechtsabbiegen bei Rot zum Beispiel. Macht in jenen Kreisen ja eh jeder, dachten sich die zuständigen Beamten. Warum also nicht auch selbst mal ein bisschen cool sein? Wenigstens probenhalber? Ein Jahr später konnte dieser Probelauf bereits als Erfolg verbucht werden.

Voll im Trend

Vom Erfolgserlebnis beflügelt, machte sich die Stadt an das bislang grösste Hipsterisierungsprojekt im Strassenverkehr: die Umsetzung des neuen Verkehrskonzepts Innenstadt. Dass ein Hipster von seinem Sattel aus schon mal einem Autofahrer mit dem Stinkefinger zuwinkt, das kennt man aus dem Alltagsverkehr. Dass es gleich die ganze Stadt vom Beamtenessens aus nachmacht, konnten selbst am 11. Januar noch nicht alle Autofahrer glauben. Aber warum auch nicht? Da darf Basel ruhig auch mal ein bisschen cool sein.

Bei so viel Hipster-Spirit, würde man meinen, könnte es die Stadt eigentlich für

eine Weile bewenden lassen. Aber wie das so ist, wenn man mal richtig in Fahrt kommt: Man beginnt gerne mal ein wenig über die Stränge zu schlagen. Das trifft inzwischen auch auf die Stadt zu. Sie läuft Gefahr, die in den letzten Jahren erlangten Coolness-Punkte auf einmal wieder zu verspielen.

«Wir denken bei allen Projekten des Bau- und Verkehrsdepartements das Velo immer mit», heisst es auf der Website des Amts für Mobilität. Nachdem die Beamten sich erfolgreich an des Hipsters Art, Fahrrad zu fahren, orientiert hatten, haben sie sich in letzter Zeit vor allem für dessen Gefährt zu interessieren begonnen.

Da haben die Beamten sehr richtig beobachtet: Der Hipster, der hat ja gar keinen Ständer am Velo. Vielleicht ein Trend mit Zukunft? Doch wie könnten wir den umsetzen?

**Zugegeben, so ein
Veloparkplatz ohne
Ständer sieht chic aus.
Schön schlicht, reduziert
aufs Wesentliche.**

Eine grössere Herausforderung, als man denkt. Schliesslich verfügt die Stadt selbst ja nicht über eigene Velos, denen man die Ständer einfach hätte abmontieren können. Wohl aber über eigene Veloparkfelder! Und dort haben wir ja auch Ständer, dachten sich die Beamten. Wäre womöglich auch noch cool, wenn wir die abmontierten. Und so verschwand zum

Beispiel der Veloständer aus meiner Strasse. Man hätte die Gelegenheit gleich genutzt, als man diese zur Begegnungszone umfunktionierte.

Und zugegeben, so ein Veloparkplatz ohne Ständer sieht wirklich chic aus. Schön schlicht, reduziert aufs Wesentliche, fast so wie ein Fixie-Bike. Blöd nur, dass jetzt keiner aus der Nachbarschaft sein Velo dort hinstellen will. Selbst die nicht, die einen Ständer am Velo hätten, aber auch gerne eine Möglichkeit, das Velo irgendwo anketten zu können.

Man lernt nie aus

Die verschwundenen Ständer findet demnach niemand so richtig cool. Es scheint vielmehr, als hätte die Stadt bei dieser Ständersache etwas grundlegend falsch verstanden.

Dass so ein Ständer noch ganz praktisch wäre, anerkennen selbst die Hipster. Gerade die Hipster. Die stehen voll auf Anlehnen. Das kann man auch in ihren Szene-Lokalen sehen. Dort würden sie ja auch nicht auf den Bartresen verzichten wollen, an welchem man durch simples Anlehnen die eigene Identität positiv zum Ausdruck bringen kann.

Liebes Basel, für einmal warst du leider zu cool für dich selbst. Du hast dem Hipster-Fixie seine Bar eliminiert. Das kommt nicht so gut an, tut mir leid. Aber noch ist es ja nicht zu spät, dein «Veloparkierungskonzept» ein klein wenig zu überarbeiten, bevor du dir die nächste Begegnungszone vornimmst. Dann vielleicht eher wieder mehr den Fahrer als sein Velo mitdenken. So kommt das schon wieder gut mit dem Coolsein.

tageswoche.ch/+1ebbz

Reaktionen aus der Community

von M Cesna
• Fortsetzung des Bauhaus-Stiles auf der Strasse. Ob die Schilder auch bald verschwinden? Dann kann kein angekettetes Velo die Idylle mehr verunstalten.

von Bajass d'Amour
• Die Stadt muss sowieso sparen. Da lohnt es sich sicher, auf dekoratives Altmetall auf Veloplätzen zu verzichten.

von Tosca Martino
• Was bin ich froh, wenn ich kein Hipsterbike mein eigen, sondern bloss einen alten Göppel. Da erübrigt sich der Ständerstress: Den klaut nämlich garantiert niemand.

von Manuel H
• Da könnte man folglich jetzt ein Auto drauf stellen. Ups.

Buchhandel

Matthyas Jenny führt den Euro-Tag ein

von Jeremias Schulthess

Es klingt wie ein Verzweiflungsschlag: In der Buchhandlung Bachletten gehen die Bücher jeden Samstag zu Euro-Preisen über den Tresen. Ladenbesitzer Matthyas Jenny will damit verhindern, dass die Kunden am Wochenende nach Weil fahren, um dort günstig einzukaufen.

Wenn der Euro-Franken-Kurs auf dem jetzigen Niveau bleibe, müsse er sein Geschäft bald dichtmachen. Warum also nicht ein Experiment wagen?

Ein Taschenbuch ist beispielsweise mit 9,90 Euro angeschrieben. Der empfohlene Buchpreis liegt in der Schweiz bei 14,90 Franken. Jenny verkauft samstags zu 9,90 Franken – ein Rabatt von rund 30 Prozent.

«Natürlich verdiene ich dabei nicht mehr viel», sagt Jenny. Er hofft, dass die Kunden nicht nur am Samstag kommen,

sondern er mit der Aktion die Buchkäufer binden kann. Während der Woche gibt er 10 Prozent «Währungsrabatt».

Mit seiner Aktion will Jenny aber auch ein Signal setzen: «Schaut her, was passiert, wenn die Kurse verrückt spielen.»

Buchhändler verkaufen bis zu 40 Prozent teurer, als der Verlag empfiehlt.

Seine Preise so tief anzusetzen kann Jenny, weil es keine Buchpreisbindung mehr gibt. In der Schweiz gibt der Verlag eine Preisempfehlung aufgrund des aktuellen Euro-Franken-Kurses. Die Buchläden müssen sich jedoch nicht daran halten. Viele Läden verkaufen ihre Bücher viel teurer – bis zu 40 Prozent –, als der Verlag empfiehlt.

Solange die Kunden dem hiesigen Gewerbe davonlaufen, überlegen sich die Geschäfte kreative Wege, wie es Jenny tut. Seinen «Euro-Tag» will er so lange beibehalten, bis sich der Euro-Kurs auf einem angemessenen Niveau stabilisiert.

Falls der Franken aber so stark bleibt, geht der Schuss nach hinten los. Die Kunden haben sich dann an die tiefen Preise gewöhnt. Der «Euro-Tag» ist ein riskantes Experiment. Jenny hofft, dass es gut geht. tageswoche.ch/+nf8ha x

Reaktionen aus der Community

von Pablo de Pubol

• Er wird garantiert keinen Franken minus machen, dafür ist der Schriftsteller und Pensionär zu schlau.

von Fabienne Lamprecht

• Natürlich wird er minus machen. Eine kleine Buchhandlung hat eine Durchschnittsmarge von zwischen 30 und 35%. Wenn Herr Jenny also ca. 30% Rabatt gewährt, macht er praktisch keinen Gewinn.

Pegida Basel

Aufmarsch nicht bewilligt

von Jeremias Schulthess

Die selbsternannten «patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes» (Pegida) dürfen in Basel vorerst nicht demonstrieren. Das bestätigte Polizeisprecher Andreas Knuchel.

Der Entscheid fiel «aufgrund der aktuellen Sicherheitsentwicklung zu diesem Thema, etwa der jüngsten Eskalation in Leipzig». Der fraktionslose Grossrat Eric Weber hatte unlängst zur Pegida-Demonstration am 5. Februar aufgerufen und eine Bewilligung angefordert.

Die Polizei befand, dass Weber «nicht den Eindruck vermittelt, dass er für einen geordneten Ablauf der Kundgebung zu sorgen vermag». Die Kundgebung sollte auf dem Marktplatz stattfinden, Juso und Grüne kündigten bereits Gegendemonstrationen an.

Weber will an besagtem Tag dennoch demonstrieren. Laut eigenen Angaben sollen bis zu 90 Sympathisanten mitmachen.

tageswoche.ch/+2946e x

ANZEIGE



HIEBER
MEIN LEBEN. MEIN LADEN.

Herhaft

GENIESSSEN.

DURCH DAS FRÜHJAHR MIT SPEZIALITÄTEN
AUS UNSERER FRISCHFLEISCH-THEKE.

25. Januar 2015

DIE HIEBER HIGHLIGHTS DER WOCHE FÜR SIE • GÜLTIG BIS ZUM 31. JANUAR 2015



Sind Sie an weiteren Angeboten interessiert?

Dann melden Sie sich für unseren Newsletter unter www.hieber.de an. Unseren Super-Wechselkurs passen wir täglich an (gültig für Barzahler).

HIEBER GIBT ES IN

- Schopfheim (2x)
- Lörrach
- Weil am Rhein
- Binzen
- Bad Krozingen (2x)
- Nollingen
- Rheinfelden
- Grenzach
- Kandern
- Wyhlen

Herausgeber: Hieber's Frische Center KG, Kanderweg 21, 79589 Binzen. Alle Preise in €. Gültig für Woche 05 • Abgabe nur in haushaltsüblichen Mengen • Solange Vorrat reicht • Irrtum vorbehalten.

Mehr Infos unter www.hieber.de oder unserer Hotline 076 21/968 78 00



Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Riehen

Im Bild: Sam Keller, Direktor der Fondation Beyeler, überwacht den Aufbau der Ausstellung «Paul Gauguin», die am 8. Februar eröffnet wird.

ENNIO LEANZA/KEYSTONE

**Zubieta**

In Vorfreude: Auch im spanischen Baskenland wird der Winter vertrieben. Die Männer von Zubieta zeigen sich dabei von ihrer besten Seite.

VINCENT WEST/REUTERS

**Paris**

Vorgezogener Sommer: Ein Model führt an der Haute Couture Spring Summer 2015 in Paris ein Kleid von Designer Julien Fournié vor.

CHARLES PLATIAU/
REUTERS



Auschwitz

Strahlende Zeitzeugin: Die 90-jährige Holocaust-Überlebende Eva Fahidi spricht mit der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel anlässlich des 70. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz.

HANNIBAL HANSCHKE/
REUTERS



Oberbüren SG

Ich glaub, mich tritt ein Pferd: Dieser Anhänger ist auf dem Weg nach Zürich verunfallt, weil eines der beiden Tiere auf und ab sprang. Ein Veterinär wurde zur Beruhigung der Pferde beigezogen.

KAPO SG



Das Fach Schweizergeschichte ist an der Uni Zürich Geschichte. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit aber boomt.

Schweizer Geschichte Adieu?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

Unsterblicher Mythos: die Schlacht von Sempach.

FOTO: BRIDGEMAN IMAGES



von Georg Kreis

Die Universität Zürich streicht das Fach Schweizergeschichte endgültig aus ihrem Programm. Und dies ausgerechnet in einer Zeit, da das rechtsnationale Lager mit seinem antiquierten Geschichtsbild zu punkten versucht. Diese Neuigkeit war sogar der «Tagesschau» von SRF einen Beitrag wert.

Protestierende SVP-Politiker erblicken darin eine von linken Professoren betriebene «Liquidation der nationalen Geschichte». Zudem sehen sie den Entscheid als Folge davon, dass zu viele deutsche Professoren an Schweizer Universitäten berufen würden. Dass sich in den letzten Jahren immer weniger Nachwuchseidgenossen für ein Diplom interessierten, das ihnen ein eng auf die Schweiz fokussiertes Geschichtswissen attestiert, bleibt dabei völlig unbeachtet.

Von einer Vernachlässigung der Schweizer Geschichte an unseren Universitäten zu reden, ist grober Unsinn. Zwar wird in Lehre und Forschung tatsächlich keine traditionelle Vaterlandsgeschichte mehr betrieben, sondern internationale Gesellschaftsgeschichte mit schweizerischen Fallbeispielen. Widerlegen lässt sich der Vorwurf auch mit dem Hinweis, dass der Schwabe Verlag letztes Jahr eine umfassende neue Schweizer Geschichte herausgebracht hat, die weitestgehend von Universitätsangehörigen verfasst (und vom Autor als Herausgeber verantwortet) worden ist.

Gegensätzliche Schlussfolgerungen

Vernachlässigung – wenn dem so wäre, stünde dies im doppelten Widerspruch zum neu erstarkten Interesse an Schweizer Geschichte und der Ballung von Jubiläen, die man in diesem Jahr meint begehen zu müssen: von der angeblichen Schlacht am Morgarten 1315 und der Annexion des Aargaus 1415 über die heldenhafte Niederlage bei Marignano 1515 und die Auferlegung des Bundesvertrags durch die Grossmächte 1815 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs 1945. Solche Jubiläums-Aufmerksamkeiten sind allerdings problematische Betrachtungen der Geschichte, weil sie mit ihrer Fokussierung auf einen Punkt schnell die grossen Zusammenhänge unbeachtet lassen.

Mythen bieten die Möglichkeit, triviale Tagespolitik darin zu transportieren.

Dennoch muss man sich diesen Pseudo-Aktualisierungen der Geschichte stellen, zumal man diese runden Daten nicht denjenigen überlassen soll, die daraus gerne ihre eigene Suppe kochen. Mit der Hervorhebung dieses oder jenes Datums kann man bekanntlich unterschiedliche Akzente setzen, ja es lassen sich sogar – besonders

deutlich bei Marignano – anhand ein- und desselben Vorgangs gegensätzliche Schlüsse ziehen.

Die Rechte verherrlicht die Schlacht von 1515, weil sie darin den Anfang des selbstbestimmten Rückzugs aus dem Spiel der europäischen Mächte sieht. Völlig ausgeblendet wird dabei, dass die direkte Folge von 1515 die Unterzeichnung eines tatsächlichen «Kolonialvertrags» (eine Lieblingsformulierung der SVP aus ihrem Anti-EU-Vokabular) mit dem übermächtigen Frankreich war.

Der Nidwaldner Nationalrat Peter Keller, mehr SVP-Mann und «Weltwoche»-Redaktor als Historiker (aber mit einem Liz.-Abschluss an der geschmähten Uni Zürich), verweigert sich der Debatte um historische Realgegebenheiten, indem er gerade im Fall von Marignano den Mythos zu einer eigenen Realität erhebt, der eben die Schweiz ausmache und darum ernst genommen werden müsse.

Ernsthafte Debatten um die Richtigkeit von Vergangenheitsvorstellungen sind bei solchen Haltungen vergebliche Liebesmühe, weil die Gegenseite offen und ungehört erklärt, dass nur der Mythos massgebend ist. Die Rechtsnationalen pflegen Mythen (die in ihren historischen Versionen ja tatsächlich ihren Reiz haben) jedoch nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen des Kults um das Mythische an sich. Dieses gibt ihnen die Möglichkeit, auch ihre triviale Tagespolitik darin zu transportieren, etwa mit dem positiven Mythos des Sonderfalls und dem negativen Mythos des «Europa-Königs», wie man ihn im Juni 2014 beim SVP-Fraktionsausflug als historisch-ahistorische Figur auftreten liess. Mit solchen Leuten ist über reale Fragen schwerlich ins Gespräch zu kommen.

Kein Zweifel: Mit Geschichtsbildern wird Gegenwartspolitik betrieben und auf die Zukunft ausgerichtetes Handeln legitimiert. Im Falle der Schweizer Geschichte stehen sich zwei Grundverständnisse gegenüber: Auf der einen Seite wird die Geschichte dieses kleinen Landes als ewiger, jedoch stets erfolgreicher Abwehrkampf und Verteidigung der so nicht bestehenden Unabhängigkeit verstanden; auf der anderen Seite die gleiche Geschichte als ein in hohem Masse vom Umfeld abhängige Entwicklung.

Mit dem ideologischen Morgenstern

Dazu ein Beispiel aus dem aktuellen Jubiläumsumfundus, dem Kriegsende von 1945: Wegen des bevorstehenden Gedenkens vom Mai 2015 betont die eine Seite, dass die Schweiz ihre Unversehrtheit dem entschiedenen Unabhängigkeitswillen sowie einer grossen Führergestalt (General Guisan) verdanke. Diese Interpretation steht offensichtlich – und Markus Somme als Blocher-Ziehsohn und Guisan-Biograf hat das vorgemacht – im Dienst des von einem anderen «Helden» angeführten Kampfes gegen die drohende Integration in die EU, der mit dem ideologischen Morgenstern geführt wird.

Die Gegenposition erinnert daran, dass die Schweiz ihr Überleben dem vereinigten Kampf der Anti-Hitler-Koalition verdankt, und legt die Schlussfolgerung nahe, dass nicht der nationale Alleingang, sondern die Eingliederung in einen grösseren Staatenverband der richtige Weg sei.

Eine Frage der Betrachtung

Und wir, wir könnten uns, allerdings etwas billig, darauf einigen, dass doch beide Lesarten ihre Berechtigung hätten, und zugleich den beiden Aussenpositionen schön symmetrisch vorwerfen, dass sie gleichermaßen die Geschichte einseitig instrumentalisieren würden: die SVP mit ihrer isolationistischen, die SP mit ihrer internationalistischen Betrachtungsweise.

Mit Geschichtsbildern wird Gegenwartspolitik betrieben und auf die Zukunft ausgerichtetes Handeln legitimiert.

Instrumentalisierung – das will der Wortgebrauch ja ausdrücken – ist in der Deutung der zumeist komplexen Geschichte nie gut. Zugleich ist es aber nicht einfach unzulässig, in der Geschichte Bestätigungen für eigene Haltungen in der Gegenwart zu suchen. Dann geht es aber nicht um die Frage, welcher Haltung die Geschichte gleichsam recht gibt, sondern welche Haltung aus unserer heutigen Sicht die richtige ist.

Und wenn man sich darauf einigt, dass beide Betrachtungsweisen berechtigt, ja nötig seien – die Ausrichtung auf das vermeintlich oder tatsächlich Separierende

und/oder die Ausrichtung auf das vermeintlich oder tatsächlich Verbindende –, müssen wir uns fragen, ob die Anteile in diesem Mixstimmen. Dann muss man zum Schluss kommen, dass die nationale Betrachtungsweise stets die stärkere, einfachere und einschränkende ist und die Anerkennung der inter- und transnationalen Verbundenheiten die schwächere, kompliziertere und umfassendere.

Wessen «Geistes Kind» wir sind

Kein Wunder, dass die rechtsnationalen Populisten auf die eine Sicht setzen. Und hoch erwünscht und unbedingt nötig, dass historische Experten die andere Sicht – auch im Sinne eines Korrektivs – einzubringen versuchen. Dies hat beispielsweise der Berner Historiker André Holenstein mit seinem kürzlich erschienenen Buch «Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte» (Hier und Jetzt-Verlag) in gelungener und überzeugender und keineswegs einseitiger Weise getan.

In einer Würdigung dieser Publikation hat ein anderer weit herum geachteter Historiker, Thomas Maissen, in der NZZ hervorgehoben, dass diese Geschichtsbetrachtung davor warne, «das lange und insgesamt friedliche Überleben der Schweiz ausschliesslich als eigene Leistung zu missdeuten und «das Ausland» zudem noch pauschal als dauerhaften Aggressor zu verunglimpfen».

Der Wettbewerb, ja der Streit um das richtige Geschichtsbild dreht sich zwar zwangsläufig um Geschichte. Er gilt indes mindestens so sehr der Art der Erinnerungskultur. Im Umgang mit der Geschichte zeigt sich, wessen «Geistes Kind» wir sind, welche Mentalität wir in uns tragen und weiterverbreiten.

tageswoche.ch/+7urbo

×

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero

Rheingasse 13

Schmaler Wurf

Rheingasse 10

SantaPasta

Rheingasse 47

Cargo Bar

St. Johanns-Rheinweg 46

Mercedes Caffè

Schneidergasse 28

Jonny Parker

St. Johanns-Park 1

Café Frühling

Klybeckstrasse 69

Valentino's Place

Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre

Klybeckstrasse 1b

KaBar

Kasernenareal

Volkshaus

Rebgasse 12-14

Okay Art Café

Schützenmattstrasse 11

Hallo

Centralbahnstrasse 14

Haltestelle

Gempenstrasse 5

5 Signori

Güterstrasse 183

Café Bar Rosenkranz

St. Johanns-Ring 102

Unternehmen Mitte

Gerbergasse 30

kult.kino atelier

Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen

Elisabethenstrasse 14

Theater-Restaurant

Elisabethenstrasse 16

tibits

Stänzlergasse 4

Campari Bar

Steinenberg 7

Ca'puccino

Falkenstrasse 24

Café del mondo

Güterstrasse 158

Didi Offensiv

Erasmusplatz 12

Verein Feldbergkiosk

Feldbergstrasse 60

Da Graziella AG

Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar

Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle

Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh

Güterstrasse 158

Nooch

St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot

Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini

Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center

Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jêle Café

Mühlhäuserstrasse 129

Volta Bräu

Voltastrasse 30

Da Francesca

Mörsbergerstrasse 2

Pan e più

Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG

Barfüsserplatz 6

LaDiva

Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle

St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum

St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum

St. Jakob-Strasse 5

Café Spielzeug Welten

Museum Basel

Museum Basel

Steinenvorstadt 1

Bar Cafferteria Amici

miei Azzarito & Co.

Allschwilerstrasse 99

Basel Backpack

Dornacherstrasse 192

Vor 70 Jahren wurde das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau befreit. Eine Rückkehr an den Ort des Schreckens mit dem Überlebenden Leon Weintraub.

Die Rückkehr an den Ort des Undenkbaren

von Ljuba Naminova

August 1944 im jüdischen Ghetto «Litzmannstadt» in Lodz. Die Nazis deportieren jüdische Familien zu Hunderten in Konzentrationslager. Familie Weintraub weiss, dass die Soldaten bald auch zu ihnen kommen werden. Schnell rücken die Familienmitglieder den schweren Wohnzimmerschrank von der Wand und verstecken sich dahinter – zu acht. Die Mutter mit ihren fünf Kindern, die Tante und ihr Sohn. Der Tisch ist gedeckt, die Koffer ungepackt, die Tür des Hauses steht offen.

«Die werden schon abgeholt worden sein!», hören sie eine Stimme sagen. Und plötzlich: «Wenn wir hier jemanden finden, schiessen wir!» Die Mutter ruft in Panik: «Bloss nicht schiessen!» Sie, drei ihrer Töchter, ihre Schwester und ihr Sohn Leon kriechen hinter dem Schrank hervor. Die jüngste Schwester Rosa und der Cousin bleiben im Versteck. Die Nazis kontrollieren nicht weiter.

Am 27. Januar 2015 feierte Polen den 70. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau durch die Rote Armee. Wenige Tage zuvor hatte der polnische Aussenminister Grzegorz Schetyna die Befreiung des Lagers durch die Sowjetunion in Zweifel gezogen, doch auf solche Diskussionen lassen sich die Veranstalter des Gedenktages nicht ein. Für Paweł Sawicki, den Medienprecher der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, steht ausser Frage, dass die Rote Armee Auschwitz befreite. «Das ist einfach eine historische Tatsache. Unter den Soldaten befanden sich aber natürlich auch Ukrainer, Weissrussen und andere.»

Die Abwesenheit des russischen Präsidenten Wladimir Putin bei der Gedenkfeier, von dem es hiess, er habe keine Einladung erhalten, kommentiert Sawicki mit den Worten: «Unserem Museum liegt nicht die politische Debatte am Herzen, die im Rahmen der Feier geführt wird, sondern alleine die Überlebenden.»

Doktor Leon Weintraub ist einer von ihnen und offiziell ein «Kind des Holo-

caust». Gemeinsam mit knapp 300 Überlebenden besucht er am 27. Januar die Feierlichkeiten in Auschwitz auf Einladung des Maximilian-Kolbe-Werks, das Überlebende der osteuropäischen Ghettos und KZs unterstützt.

Der 89-Jährige, der mit seiner zweiten Ehefrau Evamaria in Stockholm lebt, wurde im Alter von 17 Jahren nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Heute sagt er: «Dieses Mal bin ich freiwillig nach Auschwitz gekommen. Damals wurde ich gezwungen.» Angesichts der vielen Touristen im ehemaligen Konzentrationslager lässt er schwarzen Humor aufblitzen: «Die Schlangen sind ja heute länger als damals!»

Nach zwei Nächten im Zug erreichen Leon Weintraub, seine Mutter, seine Schwestern und seine Tante das Lager Auschwitz-Birkenau. Er klammert sich an seinen Koffer. «Den wirst du dort nicht brauchen», sagt ihm ein Häftling. «Aber meine Briefmarken sind dort drin!» Der Häftling blafft ihm an: «Du bist nicht zum Leben hierhergekommen!»

«Ich winkte meiner Mutter zum Abschied noch zu und sagte: «Wir sehen uns drinnen!»»

Erst jetzt wirft Weintraub einen Blick auf das Gelände. Er sieht elektrische Stacheldrahtzäune. Im Ghetto war er Elektriker und versteht, dass das nichts Gutes bedeuten kann. «Das war der erste Schock. Ich bin zusammengeklappt wie eine Muschel. Ich fragte mich, wo ich hier gelandet bin. Und dann war da diese tiefe Enttäuschung, dass man uns belogen hatte, denn man hatte uns gesagt, dass wir zum Arbeiten hergekommen waren.»

Weintraub wird von seinen Verwandten getrennt. «Ich winkte meiner Mutter zum Abschied noch zu und sagte: «Wir sehen uns drinnen!»» Seine Mutter und Tante wird er nie

wiedersehen. Beide werden kurz nach der Ankunft im Lager vergast.

Der 17-jährige Weintraub übersteht die Selektion. Er wird für arbeitsfähig befunden und kommt in den Jugendblock des sogenannten «Zigeunerlagers». «Wir wurden geschoren, Haare gingen mit Hautfetzen ab. Dann wurden wir mit einer übelriechenden Flüssigkeit zur Desinfektion eingerieben. Das brannte fürchterlich an den wunden Stellen.»

Befreit von den Franzosen

Leon Weintraub erinnert sich nicht daran, im Lager auch nur ein einziges Mal über das Schicksal seiner Mutter, Schwestern und Tante nachgedacht zu haben. «Das Gehirn arbeitete nur noch in seinen elementaren Funktionen», sagt der 89-Jährige, während er durchs Lager geht.

Nach einigen Wochen im Lager begegnet er zufällig einem Schulkameraden. «Er kam auf mich zu und sah wohlgenährt aus. Er erzählte mir, dass der Blockälteste ihn bevorzuge und er ihn bitten könnte, auch mir zu helfen. Eine Hemisphäre meines Gehirns verstand aber, worum es ging. Ich wollte nicht im Bett des Blockältesten landen und so versuchte ich, dem Kameraden später aus dem Weg zu gehen.»

Sechs Wochen nach seiner Deportation nach Auschwitz beobachtet Leon Weintraub eine Gruppe nackter Häftlinge im Lager. «Sie sagten mir, dass sie auf ihren Abtransport warteten. Das war wie ein Signal für mich. Ich reagierte ohne Nachzudenken, zog schnell meine Kleider aus und reihete mich unter ihnen ein.»

Leon Weintraub verlässt Auschwitz, doch dem Terror ist er damit noch lange nicht entronnen. Er wird in das Konzentrationslager Gross-Rosen deportiert. Später gelangt er zudem in die Lager Flossenbürg und Natzweiler-Struthof. Dort muss er Zwangsarbeit verrichten, wird geschlagen und schikaniert, er verhungert fast und muss Exekutionen von Mithäftlingen mitansehen. Die Befreiung erlebt Leon Weintraub kurz vor dem Ende des Zweiten Welt-



Leon Weintraub über seine Ankunft im KZ im Jahr 1944: «Ich bin zusammengeklappt wie eine Muschel.»

FOTO: LJUBA NAMINOVA

krieges durch französische Truppen in Donaueschingen.

Weintraub ist mit anderen Häftlingen unterwegs in einem Zug, die Nazis planen, ihn im Bodensee zu versenken. Er wird jedoch von einem Jagdbomber beschossen, viele Häftlinge können fliehen. «Wir liefen durch den Wald. Plötzlich kam uns ein hochgewachsener Soldat entgegen, der eine uns unbekannt Uniform trug. Wir zeigten auf die Buchstaben «KL» auf unserer Kleidung und auch auf unseren Haarschnitt. Wir hatten alle einen rasierten Streifen in der Mitte des Kopfes, der bei uns Läusepromenade hiess. Ich sehe es noch immer genau vor mir, wie der Soldat seinen Revolver in die Luft warf, ihn mit der Linken wieder auffing und uns fragte: «Comment ça va?»»

Weintraub wurde drei Mal verstossen: zuerst von den Nazis, dann von den eigenen Leuten und zuletzt von den Polen.

Nach der Befreiung – Weintraub wiegt nur noch 35 Kilogramm – erkrankt er an Typhus. Nach einer Weile aber erholt er sich von den Torturen. In Konstanz lernt er zufällig zwei Mädchen aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen kennen, die ihm mitteilen, dass drei seiner Schwestern am Leben sind. «Erst als ich meine Schwestern wiedertraf, begann ich langsam wieder ins Leben zurückzufinden und das Gefühl von Freiheit zu spüren.»

1946 nimmt er, trotz Schwierigkeiten aufgrund seiner geringen Schulbildung, das Medizinstudium in Göttingen auf. Er heiratet eine Deutsche, Katja, und wird dafür aus der jüdischen Gemeinde ausgeschlossen. 1950 geht er als Gynäkologe mit seiner Familie zurück nach Polen, um beim Wiederaufbau des Landes zu helfen. Nach der Erfahrung im Lager stand für ihn die Berufswahl fest. «Ich wollte Menschenleben retten.»

Zurück in Polen begegnet er im Alltag nicht selten Antisemitismus. An eine Szene erinnert er sich besonders gut:

In der Strassenbahn sagte eine Frau zu ihrem weinerlichen Kind: «Hör auf zu heulen, sonst holen dich die Juden für die Mazze!» Und spielte damit auf den antisemitischen Glauben an, dass Juden Kinderblut verwenden, um ihre Mazze für das jüdische Osterfest zu backen. Weintraub erwiderte: «Aber liebe Frau, Pessach ist doch erst in sechs Wochen, warum verschrecken Sie das Kind denn jetzt schon?»

Ende der 1960er-Jahre kulminierte in Polen der Hass gegen die Juden. Weintraub verliert im Zuge des steigenden Antisemitismus seine Anstellung als Gynäkologe und wandert mit seiner Familie nach Schweden aus, wo er bis heute lebt.

Drei Mal sei er in seinem Leben verstossen worden, sagt Weintraub: zuerst von den Nazis, später von seinen eigenen Leuten und zuletzt von den Polen. Trotzdem kann er sich «glücklich nennen, dass ich zu denen gehöre, die optimistisch sind. Für mich ist das Bewegende, die alles überschäumende Freude, am Leben zu bleiben.

Das war das Schwergewicht: die Freude am Positiven und nicht das Nachtrauern, das Leiden.»

Zu Überlebenden, die ihr Schicksal beklagen, sagt Weintraub: «Sie sind auch nach der Befreiung Gefangene geblieben.»

Leon Weintraub fühlt sich nicht als Opfer. «Ich fühle mich als Sieger. Denn ich habe ja überlebt!» Weintraub kennt auch Überlebende, die ständig ihr eigenes Schicksal beklagen und nur negativ dächten. «Aber diese Menschen sind auch nach der Befreiung mental noch Gefangene geblieben.»

Das berühmte «Todesort» im Lager Auschwitz-Birkenau, durch das die Häftlinge 1940 bis 1945 ins Lager getrieben wurden, war am 27. Januar von einem gigantischen weissen Festzelt verhüllt. Die rund 3000 geladenen Gäste betreten, wie einst die Häftlinge, das Zelt durch das «Todesort». «Das symbolisiert den Übergang von Leben zu Tod», erklärt Mediensprecher Pawel Sawicki. Zur Feier des 80. Jahrestags der Befreiung von Auschwitz im Jahr 2025 werden seiner Ansicht nach keine Überlebenden mehr präsent sein. Doch Leon Weintraub, der immer Anzug trägt und seine Fliege mehrmals am Tag wechselt, widerspricht ihm und sagt lachend: «Ich werde da sein!» tageswoche.ch/+ym1q5 ×



Die Tessiner Ausnahmekönnerin Lara Gut ist immer zur Stelle, wenn Medaillen zu vergeben sind.

FOTO: KEYSTONE

Ski alpin

Eine Medaille für die Männer, zwei für die Frauen – so weit die Erwartungen vor der Ski-Weltmeisterschaft in den USA.

Die Schweiz darf träumen

von Christoph Geiler

Ein Sieg in der letzten Abfahrt vor der Weltmeisterschaft: Kann es etwas Besseres geben? Ein Sturz im letzten Super-G vor der Weltmeisterschaft: Kann es etwas Blöderes geben? Als Lara Gut nur 24 Stunden, nachdem sie in der Abfahrt von St. Moritz die Nase vorne gehabt hatte, im Super-G Kopf voran über die Piste Engadina rutschte, um wenig später wie ein Fisch in den Fangnet-

zen zu zappeln, da musste einem schon wieder Angst und Bange werden. Eine Verletzung des Stars hätte das Swiss Ski Team nach den jüngsten Ausfällen von Dominique Gisin und Marc Gisin in seinen Medaillenambitionen für die Weltmeisterschaft in Vail/Beaver Creek (2. bis 15. Februar) weit zurückgeworfen.

Das medizinische Bulletin, das neuerdings fast immer via Twitter und Facebook

verbreitet wird, sorgte allerdings rasch für Entwarnung und Erleichterung. «Ich bin gesund, es geht mir gut und ich packe für die Weltmeisterschaft», twitterte Gut. Mit ihr, unversehrt und gesund, stehen die Chancen sehr gut, dass an der WM in Colorado auch Schweizer Skiläufer auf dem Siegespodest zu finden sein werden.

Die Tessinerin ist so etwas wie die Lebensversicherung für das Swiss Ski Team. Wenn die 23-Jährige zu einem Grossereignis fährt, dann kehrt sie meist auch mit einer Medaille heim: Das war 2009 in Val d'Isère so (WM-Silber in Abfahrt und Superkombination), das war 2013 in Schladming so (WM-Silber im Super-G), und auch an den Olympischen Spielen in Sotschi war die Verlässlichkeit in Person prompt wieder zur Stelle, als Medaillen zu vergeben waren, und holte Bronze in der Abfahrt.

Wer, wenn nicht Lara Gut, könnte also die Hoffnungen auf eine positive Weltmeisterschaft nähren?

Drei Medaillen, höchstens

Top-3-Platzierungen werden von den Schweizer Rennläufern beim Saisonhöhepunkt in den kommenden zwei Wochen erwartet. Sehnsüchtig sogar. Denn in der jüngeren Vergangenheit hatten die Skisportler mit Erfolgen eher gezeit. Wer die Schweiz im Ranking der besten Skinationen finden wollte, der musste an den letzten beiden Weltmeisterschaften den

Medaillenspiegel immer verkehrt herum ansehen. 2011 und 2013 hatte es jeweils nur zu einer Medaille gereicht, eine desaströse Bilanz für das erfolgsverwöhnte Ski-Land.

Es war deshalb nachvollziehbar, dass die Rückkehr aus Schladming ohne Herren-Medaille Cheftrainer Osi Inglin den Job kostete. Seither ist mit Rudi Huber ein Österreicher als Alpinchef und Krisenmanager an vorderster Front.

In seine Ära waren seinerzeit die österreichischen Grosserfolge von Hermann «Herminator» Maier, Stephan Eberharter & Co. gefallen, jetzt geht er es langsamer an und übt sich in Bescheidenheit und Realismus – notgedrungen. «Ich gehe bei den Frauen von zwei, bei den Männern von einer Medaille aus», sagt Rudi Huber vor den Titelkämpfen in Vail.

Die Garstufe befriedigt noch nicht

Der Alpinchef lehnt sich mit seinen Medaillen-Wünschen nicht allzu weit aus dem Fenster. Nach dem schlechten Abschneiden an den letzten Weltmeisterschaften legt man bei Swiss Ski die Latte ganz bewusst tief. Zumal der WM-Winter bislang noch nicht unbedingt den Erwartungen und den eigenen Ansprüchen entsprach. Zum bisherigen Saisonverlauf sagte Rudi Huber zuletzt nur: «Wir haben noch Potenzial nach oben. Das war Medium Rare.»

Blutig, Medium Rare oder Well Done? Heisser Stein oder weiche Nudeln? Wie steht es wirklich um das Schweizer Team? Wie ist die WM-Form der Schweizer Rennläufer und Rennläuferinnen? Von wem dürfen Medaillen erwartet werden, und wer hat vielleicht das Zeug zum Überraschungsweltmeister und tritt das Erbe von Verbandsboss Urs Lehmann an, der 1993 mit seinem WM-Titel in der Abfahrt im japanischen Morioka als One-Run-Wonder in die Skigeschichte einging? Eine Einschätzung.

Die Frauen – der ganze Druck lastet auf Lara Gut

Speed-Disziplinen:

Wer eine Ausnahmekönnerin wie Lara Gut in seinen Reihen hat, der darf nicht nur von Medaillen träumen – er sollte sie eigentlich erwarten dürfen. An einem guten Tag ist die Tessinerin eine Klasse für sich, an einem schlechten Tag kommt sie nicht ins Ziel.

Auch in diesem Winter hat Lara Gut ihr gesamtes Repertoire präsentiert. Mit Ausfällen, aber auch mit zwei Saisonsiegen (Super-G in Lake Louise, Abfahrt in St. Moritz). Der eigene Übermut und der Druck von aussen stehen der Tessinerin gerne einmal im Weg, keine Läuferin wagt und fährt in Abfahrt und Super-G so enge Linien wie die Speedspezialistin aus Sorengo. Wenn es aufgeht, ist sie nahezu unschlagbar, wenn nicht, dann landet sie in der Rubrik «ferner führen» oder im Fangnetz.

Mit zunehmendem Alter und Erfahrungsschatz leistet sich die 23-Jährige immer weniger Aussetzer und Ausrutscher.

Dazu scheint ihr die WM-Piste «Raptor», auf der in Vail die Frauen-Wettbewerbe ausgetragen werden, wie auf den Leib geschneidert. 2013 konnte Gut bei der Generalprobe sowohl den Super-G als auch die Abfahrt gewinnen.

Ein Fragezeichen aber bleibt: Wie wird Lara Gut mit dem Erfolgsdruck umgehen? Im Moment lastet jedenfalls die ganze Verantwortung auf ihr. In der Frauenmannschaft von Swiss Ski im Allgemeinen und bei den Speedbewerben im Besonderen. Insofern wäre der Alleinunterhalterin bereits geholfen, würde sich die amtierende Abfahrts-Olympiasiegerin Dominique Gisin rechtzeitig für die Speedbewerbe fit melden.

Möglicherweise könnte auch Nadja Jnglin-Kamer in die Bresche springen. Die 28-Jährige, in der viele Experten eine potenzielle Podestfahrerin sehen, rief sich nach einer langen Verletzungspause zuletzt mit einem sechsten Rang in der Abfahrt von St. Moritz in Erinnerung.

Medaillenchancen: 80 Prozent

Technik-Disziplinen:

Waren das Zeiten, als die Schweiz dank Ausnahmekönnerinnen wie Vreni Schneider und später Sonja Nef im Slalom und im Riesenslalom Siege und Trophäen ein-

heimste. Seit Jahren bilden diese Disziplinen nun schon die Achillesferse des Schweizer Skirennsports, und die letzte WM-Medaille in einem technischen Bewerb ist längst verjährt.

Von den Schweizerinnen in Vail einen Podestplatz zu verlangen, wäre daher vermessen. Und trotzdem wären die Ski-Experten keineswegs baff, würde im Slalom oder Riesenslalom eine Schweizerin auf dem Siegerfoto lächeln. Immerhin hat Speedspezialistin Lara Gut (fünf Podestplätze im Riesenslalom) schon bewiesen, dass sie auch das Kurvenfahren beherrscht.

Auch im Slalom siehts inzwischen nicht mehr so düster aus wie noch an der letzten WM. Die 21-Jährige Wendy Holdener gilt in Slalom-Kreisen schon seit einiger Zeit als künftige Siegfahrerin. Dumm nur, dass die WM auf amerikanischem Schnee stattfindet, die besten Saison-Ergebnisse hat Holdener nämlich bei Rennen in Österreich geliefert. **Medaillenchancen: 40 Prozent**

Das Frauenteam:

Marianne Abderhalden, Charlotte Chable, Dominique Gisin, Michelle Gisin, Lara Gut, Wendy Holdener, Nadja Jnglin-Kamer, Priska Nufer, Fabienne Suter.

ANZEIGE

BURGHOF

IM FEBRUAR 2015

MI 04.02.
20 UHR

**OHNE ROLF
BLATTRAND –
ERLESENE KOMIK**



DO 05.02. | 20 UHR

**CONTRASTNACHT FEAT.
FRAU CONTRABASS & KASAR
NEUER JAZZ IM BURGHOF**

FR 06.02. | 20 UHR

**THORSTEN HAVENER
DER KÖRPERSPRACHE-CODE**



SA 07.02. | 20 UHR
**LALELU
A-CAPPELLA-
COMEDY
DIE DÜNNEN JAHRE
SIND VORBEI**

SO 08.02. | 20 UHR

**SPARK
WILD TERRITORIES**



MI 25. & DO 26.02. | 20 UHR

THE TEN TENORS ON BROADWAY

FR 27.02. | 20 UHR

BURGHOFSLAM WORTGEWANDT II

SA 28.02. | 20 UHR

**MODIGLIANI
QUARETT
WERKE VON
SCHUBERT, DEBUSSY,
DOHNANYI**



:VORSCHAU MÄRZ:

SO 01.03. | 20 UHR

FORK ELECTROVOCAL CIRCUS!

DI 03.03. | 20 UHR

**SWR SINFONIEORCHESTER
BADEN-BADEN & FREIBURG
WERKE VON STRAUSS, ZENDER**

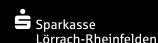
DO 05. – SA 07.03. | 20 UHR

**BETWEEN THE BEATS
FESTIVAL**

MIT LAING, HUNDREDS, POND, KID
SIMIUS, TEAM ME, THE/DAS, BRNS,
CARNIVAL YOUTH UND ONLY REAL

**Tickets: +49 (0) 76 21 - 940 89 - 11/12
www.burghof.com**

VVK + Abo: Kartenhaus im Burghof Mo - Fr 9-17 Uhr,
Sa 9-14 Uhr und an den bekannten Vorverkaufsstellen
VVK Schweiz: BaZ am Aeschenplatz, Infothek Riehen, Kulturhaus Bider & Tanner
mit Musik Wyler, Stadtcasino Basel, Tourist-Information Rheinfelden



MUSIQUE DES LUMIÈRES

31 JAN BASEL
20.15 MARTINSKIRCHE

CANTIQUE
PFLÜGER PITTURE
BLOCH SCHELOMO
REGER BÖCKLIN
ESTELLE REVAZ CELLO
FACUNDO AGUDIN LEITUNG
ORCHESTRE MUSIQUE DES LUMIÈRES

WWW.MUSIQUEDESLUMIERES.CH

Tickets **TICKETINO**
www.ticketino.com
0900 441 441 CHF 1.50/Min. Festnetz

SEHEN und handeln.
Huhn frisst Soja. Und Soja frisst Regenwald – die Lebensgrundlage vieler Menschen.
sehen-und-handeln.ch

BROT FÜR ALLE FASTENOPFER
In Zusammenarbeit mit «Partner sein»

30.1. BIS 1.2. 2015
IM SCHMIEDENHOF
AM RÜMELINSPLATZ

20. Markt

DER BASLER
BÜCHERMARKT
DER ANTIQUARE

FREITAG 17-20 SAMSTAG 11-18 SONNTAG 11-17 UHR

WINTERGÄSTE 2015 **HOLDES LAND BÖSE STADT**

Sonntag, 1. Februar 2015, 11 Uhr | Kulturhotel Guggenheim, Liestal

**OTTO F. WALTER:
DIE VERWILDERUNG**

Mit Ursula Maria Schmitz, Stefan Saborowski, Niggi Ullrich, Christian Bruder (Trompete) und Alex Wäber (kleine Trommel)
Konzeption & Realisation: Eva Tschui-Henzlová

Vorverkauf: tickets@guggenheimliestal.ch
Reservierungen: kulturelles.bl.ch

kulturelles.bl.ch
Bürger, Kultur und Sponsoring

werkraum schöpflin

Fr 30.01. 20:00 · Ensemble der Saison
«Back 2 Back: Prins/Gadenstätter» – Ensemble Nickel

So 01.02. 11:00 · gare des enfants
«Frida fliegt aus dem Konzert» – Ein Musiktheater für Kinder mit den PhanTasten

Do 05.02. 20:00
«Geheimnisvolle Zeichen» – Absolut Trio

GARE DU NORD

www.garedunord.ch

Letzte Tage!
Bis 08.02.2015

FLIMMERKISTE
60 JAHRE FERNSEHEN
ZWISCHEN ILLUSION
UND WIRKLICHKEIT

bmb Museum für Geschichte
BARFÜSSERKIRCHE / BASEL

Di-So 10-17 h
www.hmb.ch

Baselbieter Konzerte

Music Nights Classic
Mischa Cheung Klavier
musique en route Trio

Werke von P. de Sarasate, S. Prokofjew, F. Kreisler und Traditionals

Kulturhotel Guggenheim, Liestal
Samstag, 7. Feb. 2015, 20 h

Vorverkauf: www.starticket.ch
Eintrittspreis: 30.–, Schüler 15.–
Abendkasse: 19 Uhr

5. Konzert
Artemis Quartett
Vineta Sareika, Gregor Sigi
Friedemann Weigle, Eckart Runge

Werke von A. Dvořák, D. Schostakowitsch und P. I. Tschaikowsky

Stadtkirche Liestal
Dienstag, 10. Feb. 2015, 19.30 h

Vorverkauf Einzelkarten:
www.kulturticket.ch Tel. 0900 585 887
kulturticket.ch (Fr. 1.20/Min.): Mo-Fr, 10.30-12.30 h
Liestal: Poetenäsch, Rathausstrasse 30
Basel: Bider & Tanner, Aeschenvorstadt 2
Eintrittspreis: 38.–, Schüler 15.–
Abendkasse: 18.45 Uhr, Kirchengemeindehaus

Tel. 061 911 1841
www.blkonzerte.ch

Patronat
Basellandschaftliche Kantonalbank

GREENPEACE
greenpeace.ch/wald

WAS WIRKLICH ZÄHLT,
MERKT MAN ERST, WENN
ES NICHT MEHR DA IST.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS
MIT EINER SMS SPENDE:
Bsp. CHF 20.–: «GP WALD 20» an 488 senden

CHF 1.– bis CHF 99.– möglich –
Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

Letzte Tage!
Bis 15.02.2015

**14/18
DIE SCHWEIZ
UND DER GROSSE
KRIEG**

WIE DER KRIEG
DIE SCHWEIZ VERÄNDERTE

bmb Museum für Geschichte
BARFÜSSERKIRCHE / BASEL

Di-So 10-17 h
www.hmb.ch

Die Männer – nicht weit entfernt vom Podestplatz

Speed-Disziplinen:

Auch wenn der erste Saisonsieg in Abfahrt oder Super-G auf sich warten lässt, sind die Schweizer Speedspezialisten nicht weit von der Weltspitze und den Medaillenträumen entfernt. Das hat nicht zuletzt die Heimabfahrt auf dem Lauberhorn gezeigt, als sich gleich sieben Schweizer Läufer in den Top 12 platzieren konnten.

«Wenn jeder sich um das eine oder andere Zehntel verbessern kann, dann sind wir gut dabei», glaubt Alpinchef Rudi Huber. Der grösste Hoffnungsträger ist der Mann mit der längsten Krankenakte: Dass Beat Feuz nach all seinen Knieoperationen überhaupt wieder Ski fahren kann, grenzt an ein Wunder. Und dass das 27-jährige Stehaufmännchen sogar wieder um den Sieg mitfahren kann, das hätte wohl kaum jemand für möglich gehalten.

Feuz war in diesem Winter schon in zwei Weltcup-Abfahrten Zweiter, unter anderem auch in Vail/Beaver Creek. Auf die WM-Piste «Birds of Prey» scheint der Speedspezialist überhaupt abzufahren, dort stand Feuz bereits drei Mal auf dem Siegerpodest.

Auch die Formkurve der Teamkollegen zeigt rechtzeitig nach oben: Carlo Janka fuhr in diesem Winter ebenfalls schon in die Top 3, und auch Routinier Didier Defago sowie Patrick Küng schnupperten bereits an den Spitzenrängen. SRF-Experte Bernhard Russi blickt deshalb «mit grosser Hoffnung» nach Colorado.

Medaillenchance: 60 Prozent

Technik-Disziplinen:

Es müsste schon viel zusammenkommen, dass einer aus der Schweizer Technikabteilung auf der «Birds of Prey»-Piste den Vogel abschiess und eine Medaille holt. Zu schwach waren die Auftritte im bisherigen Winter.

Slalomspezialist Daniel Yule zeigte zwar bei der WM-Generalprobe in Schladming (Rang 10) erneut sein Potenzial auf. Trotzdem geht es für den 21-jährigen WM-Debütanten in Vail/Beaver Creek wie für die anderen jungen Läufer im Aufgebot vorrangig um eines: Praxis und Erfahrung sammeln.

Im Riesenslalom war Carlo Janka einst die Nummer eins der Welt, doch der Olympiasieger (2010) und Weltmeister (2009) hat in dieser Disziplin den Anschluss verloren. Einen Hoffnungsschimmer gibt es allerdings: Den besten Riesenslalom in diesem Winter fuhr Janka ausgerechnet bei der WM-Generalprobe in Beaver Creek (Rang 7).

Medaillenchance: 5 Prozent

Das Männerteam:

Luca Aerni, Gino Caviezel, Mauro Caviezel, Didier Défago, Beat Feuz, Carlo Janka, Patrick Küng, Justin Murisier, Sandro Viletta, Daniel Yule, Elia Zurbriggen, Silvan Zurbriggen. – Ersatz: Bernhard Niederberger

Kombinationen und Teambewerb

Diese beiden Disziplinen sind die absoluten Stiefkinder der FIS und werden auch von den Athleten nicht heiss und innig geliebt, was nicht zuletzt am Weltcupkalender abzulesen ist. Die Frauen hatten in diesem Winter noch überhaupt keine Alpine Kom-

bination, die Männer durften immerhin zwei Mal kombinieren (Wengen, Kitzbühel).

Umso schwieriger ist es auch, WM-Prognosen zu geben, denn viel hängt davon ab, wie die Kurse in Abfahrt und Slalom gesetzt werden, was entscheidet, ob eher Speed- oder Slalomspezialisten im Vorteil sind.

Die echten Allrounder sind vom Aussterben bedroht. Bei den Männern gibt es mit dem Franzosen Alexis Pinturault, dem Sieger der Kitz-Kombi, und dem kroatischen Altstar Ivica Kostelic noch zwei Läufer, die alle Bewerbe absolvieren. Bei den Frauen ist nur die slowenische Weltcupführende Tina Maze übrig geblieben.

Den Schweizer Läufern scheint das Format Kombination allerdings zu liegen: Sandro Viletta ist der amtierende Olympiasieger, Carlo Janka gewann vor wenigen Wochen die Lauberhorn-Kombination. Bei den Frauen darf sich Lara Gut kleine Medaillenchancen ausrechnen, sofern sie den Slalom unfall- und fehlerfrei bewältigt.

Noch offener ist der Ausgang des neuen Teambewerbs, der in einem Parallelslalom ausgetragen wird. In dieser Disziplin ist dem Zufall Tür und Tor geöffnet, weshalb der Favoritenkreis so gross ist wie in keinem anderen WM-Bewerb. Nach zwei schlechten Auftritten an den letzten Weltmeisterschaften hat sich die Schweizer Mannschaft diesmal für den Teambewerb gerüstet und mit Charlotte Chable eine Läuferin eigens für diese Disziplin nominiert. Die 20-Jährige, die erst einen Weltcup Einsatz vorweisen kann, gilt als erklärte Parallel-Spezialistin.

Medaillenchance: 50 Prozent
tageswoche.ch/+nd8m2 ×

Tippspiel

Nichts hält ewig – aus «Schlag den Raz» wird aus gegebenem Anlass «Knack den Kiesel». Der Preis bleibt heiss.

«Knack den Kiesel»: Ein Transfer und seine Folgen

von Christoph Kieslich

Böse Zungen behaupten, er sei nur seiner Entlassung zuvorgekommen. Nachdem er sich bei «Schlag den Raz™» mit schöner Regelmässigkeit, wenn nicht blamierte, so doch durch eher mediokre Tippfähigkeiten ausgezeichnet hatte. Eine Krisensitzung der internen Tippkommission (ITK) war bereits angesetzt.

Jetzt ist uns Florian Raz zuvorgekommen. Er verlässt die TagesWoche Ende März, und so fällt mitten in den Rückrunden nicht nur der tapfere Namensgeber für unser Tippspiel weg. Sein vom «Tages-Anzeiger» hartnäckig eingefädelter Transfer bedeutet für uns: Es geht ein prima Kollege und Freund, es geht journalistische Kompetenz, seine Expertise und sein Esprit

werden wir bei der Berichterstattung über den FC Basel vermissen – oder halt in Gottes Namen beim «Tagi» lesen.

Zurückgeworfen auf den verbleibenden Rest, muss jetzt ein anderer in die Hosen steigen. Heisst: der Autor dieses Beitrags. Dafür war keine KampfAbstimmung nötig, die ITK ist den Weg des geringsten Widerstandes gegangen und ruft nun also aus schierer Alliterationslust «Knack den Kiesel™» aus. Aus SdR wird KdK.

Am 7. Februar ist Stichtag

Los geht es mit dem ersten Spieltag der Super League nach der Winterpause am 7./8. Februar. Ein gute Woche Zeit also, sich anzumelden oder unter einem bereits bestehenden Account seine Tipps abzugeben.



In schöner Tradition von «Schlag den Raz» winkt dem Tipp-Sieger ein Abendessen mit TagesWoche-Redaktor Christoph Kieslich. Und der wird sich gewaschen haben – also nicht nur der Redaktor, sondern der Abend.

tageswoche.ch/+srzqn ×

Der Regisseur Marcel Schwald nutzt die Bühne als Labor für Gesellschafts- und Kommunikationsforschung.

Weltgeschichte im Zeitraffer laufen lassen

Dass sich Marcel Schwald mitten im Endprobenstress für seine neueste Produktion «Together» Zeit für ein Gespräch mit der TagesWoche nimmt, hat auch etwas mit Eigennutz zu tun: «Wir sind auf Vorstellungseinnahmen angewiesen, und klar würden wir uns auch abgesehen vom Finanziellen freuen, wenn wir vor vollen Zuschauerreihen spielen könnten», sagt er.

Am Mittwoch war Premiere in der Reithalle der Kaserne Basel, wo «Together» bis am 1. Februar zu sehen sein wird, bevor weitere Vorstellungen in Zürich, Luzern und Bern folgen werden. Und es ist seine bislang aufwendigste, das heisst mit sechs Schauspielerinnen und Schauspielern personalintensivste Produktion.

Marcel Schwald ist aber auch oder in erster Linie ein Mensch, der bei Weitem nicht nur als Werber in eigener Sache das Gespräch oder den Diskurs mit anderen Menschen sucht und liebt. Im Mediendossier zu «Together» wird er als «Regisseur, Performer, Dramaturg und Autor mit

Zwischen History-Show und kollektiver Selbstversuchsanordnung: «Together» von Marcel Schwald.

FOTO: ZVG



einem besonderen Interesse für Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Kommunikation» beschrieben.

Das sagt ziemlich viel aus über die Arbeitsweise und die Resultate seiner Theaterarbeiten. 2008 hatte Schwald in der Kaserne mit seinen Host Clubs ein neues (beziehungsweise in Japan aufgeschnapptes und modifiziertes) Format eingeführt, das seinen Weg mittlerweile unter anderem ans Konzert Theater Bern, ans Schauspielhaus Zürich und an die Münchner Off-Bühne Pathos gefunden hat. Es handelt sich um kuratierte Gesprächsrunden, aus denen er unter anderem 2013 die vielbeachtete Bühnenperformance «Je veux mourir sur scène» schuf.

Teamarbeit über alles

«Ich mag es, im öffentlichen Raum zu ergründen und aufzunehmen, was die Menschen bewegt, was mit ihnen und unter ihnen passiert», sagt Schwald. Das kann im kuratierten Gespräch ebenso geschehen wie auch im Tram. Aber auch, wenn er ein Theaterprojekt im geschlossenen Rahmen entwickelt, spielt der Diskurs oder das gemeinsame Arbeiten im Team eine wichtige Rolle.

Das aktuelle Projekt dreht sich um Gemeinschaft, um gesellschaftliche Normen und die soziale Kooperation in den verschiedensten Formen, die sich aus unterschiedlichen Kulturen und Zeiten ergeben. Zusammen mit seinem Ensemble schafft Marcel Schwald ein Theaterspektakel zwischen History-Show und kollektiver Selbstversuchsanordnung. «Ich möchte herausfinden, wie Gesellschaft funktioniert», sagt er.

«Ich würde mich gerne mit einem klassischen Theatertext beschäftigen, aber dazu kam es bis anhin nie.»

Und auch wenn sich Schwald nach eigenen Aussagen zwei Jahre lang auf das Projekt vorbereitet hat – unter anderem unter Einbezug von Richard Sennetts Bestseller «Together: The Rituals, Pleasures and Politics of Cooperation» –, so steht auch hier bei der eigentlichen Entwicklung des Stücks und bei den Proben die Teamarbeit im Vordergrund. «Das kann anstrengend sein», gibt er zu, «aber ich genieße es, mich voll in etwas reinzuschmeissen.» Und er könne sich auf ein Ensemble verlassen, das diesen Weg mitzugehen bereit sei.

Es ist ein Ensemble, mit dem er zum Teil bereits bei seinen letzten beiden Projekten zusammengearbeitet hat. Das war 2011 «Let's Pretend to be Human», eine hinter-sinnige Collage über den von der Benefizmaschinerie angetriebenen Helferwahn – mit dieser Produktion wurde er 2013 ans Beijing Fringe Festival eingeladen. Und

2013 mit «Enfants terribles», einer theatralen Reise zurück in die Kindheit.

Diese beiden Produktionen könnte man wie die aktuelle als performative Forschungsarbeiten über die Befindlichkeit der Menschen und deren Einbindung in die Gesellschaft umschreiben. Es sind hinter-sinnige und spezielle Projekte, die dem Theatermacher einen wohlklingenden Namen in der Szene beschert, aber auch einen Stempel aufgedrückt haben, der ihm nicht nur behagt. «Ich würde mich eigentlich gerne auch mal mit einem klassischen literarischen Theatertext auseinandersetzen, aber dazu kam es bis anhin nie», sagt Schwald.

Das konnte er auch nicht, als er unter anderem beim gefeierten Meister der post-dramatischen Wortspielereien, René Pollesch, als Regieassistent arbeitete. Und auch später nicht, als er 2001 nach seiner KV-Lehre in Basel an der Hochschule der Künste in Utrecht (NL) sein Studium in Intercultural Theatre and Performance in Angriff nahm.

Butter in der Pfanne spielen

«In Utrecht musste ich so seltsame Situationen oder Materialien spielen wie einen Berg, Quecksilber oder Butter, die in der Pfanne schmilzt», erinnert er sich: «Aufgaben, gegen die ich mich lange sträubte. Ich war froh, dass ich im dritten Studienjahr für zwei Semester ans Institut für Angewandte Theaterwissenschaft in Giessen wechseln konnte» – ein überaus renommierter Ausbildungsort.

Dass Schwald nach mehreren Theaterarbeiten unter anderem in Holland und Deutschland in die Schweiz und in seine Geburtsstadt Basel zurückkehrte, hat er nicht zuletzt der künstlerischen Leiterin der Kaserne Basel, Carena Schlewitt, zu verdanken. «Ich habe sie in Warschau kennengelernt, als ich mit Pollesch in Polen arbeitete», erinnert er sich. «Sie ermutigte mich, wieder nach Basel zurückzukehren und in der Kaserne ein Projekt auf die Beine zu stellen, so wie sie es auch bei anderen Basler Theaterleuten tat, die im Ausland arbeiteten.»

Schlewitt war es auch, die Schwald dazu anregte, für einmal eine grössere Produktion auf die Bühne zu bringen. «Mit einem grösseren Team zwei Stunden lang im Zeitraster Weltgeschichte durchlaufen zu lassen und Beispiele für den Umgang mit Gemeinschaften in den Raum zu stellen, ist eine tolle Herausforderung», findet der Theatermann.

Und fügt hinzu, dass er sich zugleich darauf freut, wieder mal eine kleinere Produktion zu lancieren. Dann hätte er auch wieder mehr Zeit für seinen einjährigen Sohn.

tageswoche.ch/+w1rlz

Marcel Schwald: «Together». Mit Susanne Abelein, Léonard Bertholet, Olivia Csiky Trnka, Daniel Hinojo, Patricia Nocon, Julia Schmidt. Reithalle Kaserne Basel. Bis 1. Februar 2015.

Buchhandel



Markt der Antiquare

Wer die letzten Tage auf Fenstersimsen und in Nischen von Basels Gassen auf ein altes Buch gestossen ist und einen Flyer darin gefunden hat, weiss bereits Bescheid: Dieses Wochenende treffen sich 13 Basler Buchhändler zum 20. Markt der Antiquare. Wie weit ihr Angebot reicht, vom Taschenbuch für einen Franken bis zum Objekt, das hinter Glas liegt, und was davon sich heutzutage am besten verkauft, haben wir uns bei einer Reportage angeschaut: tageswoche.ch/+bkas

30. Januar bis 1. Februar,
Im Schmiedenhof am Rümelinsplatz.
• www.basler-buechermarkt-der-antiquare.blogspot.ch

Kunstmuseum

Finissage

Es ist soweit: Das Kunstmuseum Basel schliesst für 14 Monate seine Tore – erst im April 2016 macht es wieder auf. Aus diesem Anlass feiert es noch zwei Tage lang Finissage der Ausstellungen «Caspar Wolf» und «Albrecht Dürer und sein Kreis» mit einem Apéro und Experimenten des Alphorntrios «Stück für Stück Alphorn Eigenart». Der Eintritt an den beiden Tagen ist frei: tageswoche.ch/+zsu7s

31. Januar und 1. Februar, 10–20 Uhr.
Am Sonntag ist Apéro mit Musikprogramm ab 16 Uhr.
• www.kunstmuseumbasel.ch

Ausgehen

Mehr Tipps gibt es auf:
• tageswoche.ch/kulturflash

Kinoprogramm

Basel und Region 30. Januar bis 5. Februar

ANZEIGEN

A film by Angelo A. Lüdin

THOMAS HIRSCHHORN GRAMSCI MONUMENT

jetzt im kult.kino ATELIER

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FREITAG, 13. FEBRUAR | FILM: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 19.45 UHR

GEHEIMES VERLANGEN
FIFTY SHADES OF GREY
VALENTINSTAG 2015

TICKETS: CHF 89.– PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/basel

BASEL **CAPITOL**
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- FÜNF FREUNDE 4** [6/4 J]
14.00^D
- HONIG IM KOPF** [6/4 J]
14.00/20.00^D
- DER KLEINE DRACHE KOKOSNUSS** [4/4 J]
16.30^D
- DER GROSSE TRIP - WILD** [12/10 J]
17.00^{E/d/f}
- DER HOBBIT: DIE SCHLACHT DER FÜNF HEERE** [12/10 J]
20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- MITTEN INS LAND** [0/0 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{Dialekt/d}
- MARIE HEURTIN** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 12.20–SO: 12.40^{Ov/d/f}
- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
14.00/18.45^{Dialekt}
- MY OLD LADY** [12/10 J]
14.15^{E/d/f}
- YALOM'S CURE** [8/6 J]
14.30^{E/d/f}
- RELATOS SALVAJES** [14/12 J]
16.00/20.45^{Sp/d/f}
- FRAU MÜLLER MUSS WEG** [6/4 J]
16.15, FR-SO/DI/MI: 18.15/20.15
MO: 20.40^D
- A PIGEON SAT ON A BRANCH REFLECTING ON EXISTENCE** [12/10 J]
16.30/20.30^{Schwed/d/f}
- THOMAS HIRSCHHORN - GRAMSCI MONUMENT** [8/6 J]
18.30^{Ov/d}
- TIMBUKTU** [12/10 J]
SA: 12.10–SO: 10.45^{Ov/d/f}
SO: 11.00^D
- TOD IN VENEDIG**
GESPRÄCH MIT BETEILIGTEN DER PRODUKTION «DER ZAUBERBERG».
- DIE BÖHMS - ARCHITEKTUR EINER FAMILIE** [6/4 J]
MO: 18.30^D
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- BUONI A NULLA** [16/14 J]
FR/SA/MO/DI: 14.15/16.15
FR/SA/MO-MI: 18.30/20.30
SO: 15.00/17.30/19.45 MI: 16.30^{Ov/d/f}
- DAS SALZ DER ERDE** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 14.15 SO: 15.15^{Ov/f/d/d}
- DANIOTH - DER TEUFELSMALER** [10/8 J]
FR/SA/MO/DI: 16.30–SO: 11.15^{Dial.}
- TURIST** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 18.15
SO: 17.00^{Schwed/d/f}
- SILS MARIA** [10/8 J]
FR/SA/MO-MI: 20.15–SO: 19.30^{fj/d}
- WINTER SLEEP** [16/14 J]
SO: 11.00^{Türk/d}
- DURAK - THE FOOL** [16/14 J]
SO: 13.00^{Russ/d/f}
- FEIVEL DER MAUSWANDERER** [0/6 J]
MI: 14.00/16.00^D
MIT THEATERPÄDAGOGISCHER EINFÜHRUNG.

KULT.KINO CLUB
Marktplatz 34 kultkino.ch

- THE TALE OF THE PRINCESS KAGUYA** [6/4 J]
SO: 13.15^{Jap/d}

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- THE WILD BLUE YONDER**
FR: 21.00^E

PATHE KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- ANNIE** [6/4 J]
13.00–SA/SO: 10.30^D
- MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
13.00/15.30/20.30
FR/MO-MI: 18.00–FR: 23.00^D
- MORTDECAI** [12/10 J]
15.30–FR/MO/DI: 13.00
FR/SO/DI: 18.00–FR: 22.30
SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15
SA/MO/MI: 18.00–SA: 22.30^{E/d/f}

- THE IMITATION GAME** [8/6 J]
15.30–FR/MO-MI: 13.00
FR/SO/DI: 20.30–FR: 23.00
MO/MI: 18.00^D
FR/SO/DI: 18.00–SA/SO: 10.30–
SA/MO/MI: 20.30–SA: 23.15^{E/d/f}
- FOXCATCHER** [14/12 J]
FR/SO/DI: 14.00/20.00
SA/MO/MI: 17.00–SA: 22.45^D
FR/SO/DI: 17.00–FR: 22.45
SA/MO/MI: 14.00/20.00^{E/d/f}
- FÜNF FREUNDE 4** [6/4 J]
14.00/16.10
SA/SO: 11.45/18.00^D
- HONIG IM KOPF** [6/4 J]
14.00
FR/SO-MI: 17.00/ 20.00 (DLX)
FR/SA: 23.15–SA/SO: 11.00
SA: 20.30^D
- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
14.00/19.00^{Ov/d}
- WILD** [12/10 J]
FR/MO-MI: 15.30–SA/SO: 18.00^D
FR/MO-MI: 18.00^{E/d/f}
- BIRDMAN OR (THE UNEXPECTED VIRTUE OF IGNORANCE)** [12/10 J]
FR/SO/DI: 16.20
SA/MO/MI: 21.10^D
FR/SO/DI: 21.10
SA/MO/MI: 16.20^{E/d/f}
- ST. VINCENT** [12/10 J]
18.20^{E/d/f}
- 96 HOURS - TAKEN 3** [14/12 J]
FR/SO-MI: 20.30–FR: 22.45^D
- UNBROKEN** [14/12 J]
FR/SO-MI: 20.30–SA: 23.00^D
- THE HOBBIT: THE BATTLE OF THE FIVE ARMIES - 3D** [12/10 J]
FR/SA: 23.15^D
- NACHTS IM MUSEUM - DAS GEHEIMNISVOLLE GRABMAL** [6/4 J]
FR/SA: 23.40–SA/SO: 11.30^D
- BIG HERO 6 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.30^D
2D: SA/SO: 13.00^D
- BIBI & TINA - VOLL VERHEXT!** [6/4 J]
SA/SO: 10.40^D
- THE THEORY OF EVERYTHING** [6/4 J]
SA/SO: 11.20^{E/d/f}
- PADDINGTON** [0/0 J]
SA/SO/MI: 13.00^D
- DIE PINGUINE AUS MADAGASCAR - 3D** [8/6 J]
SA/SO: 15.30^D
- Opera - METROPOLITAN OPERA NEW YORK: LES CONTES D'HOFFMANN**
SA: 18.55^{Ov}
- EXODUS: GODS AND KINGS - 3D** [12/10 J]
SA: 23.00^D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- BIG HERO 6 - 3D** [6/4 J]
13.45/16.00–FR/SO-MI: 18.15^D
SA: 18.15^{E/d/f}
- EXODUS: GODS AND KINGS - 3D** [12/10 J]
FR/MO/MI: 20.30^D
SO/DI: 20.30^{E/d/f}
- 96 HOURS - TAKEN 3** [14/12 J]
SA: 20.30^D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- THE IMITATION GAME** [8/6 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}
- DER GROSSE TRIP - WILD** [12/10 J]
15.00^{E/d/f}
- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
18.00/21.00^{Dialekt}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- THE MAN WHO KNEW TOO LITTLE** [12/10 J]
FR: 16.15^{E/d/f}
- EL SOL DEL MEMBRILLO** [16/16 J]
FR: 18.30^{Sp/d}
- THE LIFE AQUATIC WITH STEVE ZISSOU** [13/10 J]
FR: 21.00^{E/d}
- FISH & CAT** [16/14 J]
SA: 15.00^{Farsi/d/f}
- EL SUR** [14/14 J]
SA: 17.30^{Sp/d/f}

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- HONIG IM KOPF** [6/4 J]
18.00^D
- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
20.30^{Dialekt}
- BAYMAX - RIESIGES ROBOWABOHU** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^D
- FÜNF FREUNDE 4** [6/4 J]
SA/SO/MI: 16.00^D
- UNTER DER HAUT**
SO: 10.30^D

- THE ROYAL TENENBAUMS** 42
SA: 20.00^{E/d} [14/12 J]
- GHOST BUSTERS** [12/10 J]
SA: 22.15^{E/d}
- I SOLITI IGNOTI** [12/10 J]
SO: 13.00–MI: 18.30^{Ov/d/f}
- TOM À LA FERME** [16/16 J]
SO: 15.15^{f/d}
- ROCCO E I SUOI FRATELLI** [16/14 J]
SO: 17.15^{V/d}
- J'AI TUÉ MA MÈRE** [14/11 J]
SO: 20.30^{f/d}
- PADRONE E SOTTO**
MO: 19.00^{V/d}
IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS
- LA RAGAZZA CON LA VALIGIA** [16/14 J]
MO: 21.00^{Ov}
- LAURENCE ANYWAYS** [16/14 J]
MI: 20.30^{f/d}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- BIRDMAN OR (THE UNEXPECTED VIRTUE OF IGNORANCE)** [12/10 J]
14.45/17.30/20.15^{E/d/f}

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
FR/SA: 18.00–SO/MO: 20.15^{Dialekt}
- HONIG IM KOPF** [6/4 J]
FR/SA: 20.15–SO: 11.00^D
- BAYMAX - RIESIGES ROBOWABOHU - 3D** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^D
- FÜNF FREUNDE 4** [6/4 J]
SA/SO: 16.00^D
- MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
SO: 18.00^D
- KONZERT MAX LÄSSER UND DAS KLEINE ÜBERLANDORCHESTER**
MI: 20.15^{Ov}

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- MEIN WEG ZU DIR** [12/10 J]
FR/SA: 18.00–SO: 20.45^D
- HONIG IM KOPF** [6/4 J]
FR/SA: 20.30–SO: 18.00
MO-MI: 20.00^D
- BIBI & TINA - VOLL VERHEXT!** [6/4 J]
SA/SO/MI: 13.30^D
- BAYMAX - RIESIGES ROBOWABOHU 3D** [6/4 J]
SA/SO: 15.45^D
2D: SO: 11.00–MI: 15.45^D
- ST. VINCENT** [12/10 J]
DI: 14.15^D
MIT KAFFEE UND KUCHEN

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- DANIOTH - DER TEUFELSMALER** [10/8 J]
FR: 18.00^{Dialekt}
- USFAHRT OERLIKE** [8/6 J]
20.15^{Dialekt}
- FÜNF FREUNDE 4** [6/4 J]
SA/SO/MI: 15.00^D
- THOMAS HIRSCHHORN - GRAMSCI MONUMENT** [8/6 J]
SA: 17.30–SO: 18.00^{Ov/d}
SA IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS ANGELO A. LÜDIN
- SILS MARIA** [10/8 J]
MO-MI: 17.45^{Ov/d}



IN DIESER WOCHE: FARBENLEHRE.



MEISTER/ROTHMANN

Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 5;
verbreitete Auflage:
23 846 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel

Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion
Dani Winter (Redaktionsleiter),
Remo Leupin (Leiter Print)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck, Tino Bruni
(Produzent), Danielle Bürgin
(Praktikantin), Yen Duong,
Karen N. Gerig, Simon Jäggi,
Simon John (Praktikant),

Christoph Kieslich, Valentin
Kimstedt, Marc Krebs,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger, Florian Raz,
Jasmin Schraner (Praktikantin),
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald, Samanta
Siegfried (Praktikantin),
Livio Marc Stöckli
(Multimedia-Redaktor)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti, Irene
Schubiger, Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrightto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neumediensbasel.ch
Geschäftsleitung
Tobias Faust

Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij, Felix Keller,
Hana Spada,
Cheryl Dürrenberger
(Assistentz), Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join
Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

Vladek Spiegelman überlebte das KZ Auschwitz. Sein Sohn Art zeichnete mit seinem Buch «Maus» dessen Geschichte nach – und erfand damit die «Graphic Novel».

Das Grauen in dunklen Strichen

Spiegelman erhielt als Erster den Pulitzerpreis für ein gezeichnetes Buch. FOTO: IMAGO



nes Überlebens aufs Tonband seines Sohnes erzählte, war die Erinnerungspflege noch eine andere, eine verkümmerte, gerade innerhalb der betroffenen Familien.

Als die Mutter noch lebte, da verbot der Vater jedes Gespräch über den Holocaust. Später, nach ihrem Suizid, verbrannte er ihre Tagebücher aus dem Lager – dabei hatte sie diese doch eigentlich für ihren Sohn aufbewahrt.

Der Rassismus ist unausrottbar

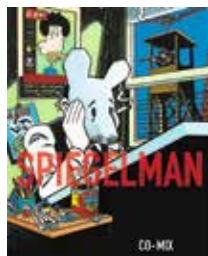
Als der erste Band von «Maus» 1986 in den USA herauskam (die einzelnen Kapitel hatte Spiegelman bereits ab 1980 zusammen mit seiner Frau im Comicmagazin «Raw» veröffentlicht), waren die Reaktionen gross und kontrovers – nicht nur wegen des Inhalts, in dem Spiegelman mit seinem dunklen Strich das Grauen der industrialisierten Massenvernichtung detailliert nachzeichnete, sondern auch wegen der Tiermetapher: Die Darstellung der Juden als Mäuse und der Deutschen als Katzen war eine grimmige Antwort auf das Vokabular der Nationalsozialisten, das Juden als «Ungeziefer» und «Volksschädlinge» bezeichnete und behandelte.

Darüber hinaus ermöglichte die Übertragung des Holocaust in das Genre der Tierfabel dem Zeichner, das Schicksal des Vaters archetypisch zu behandeln: Als Geschichte um die Geschichte baute Spiegelman die Beziehung zu seinem Vater auf, den die Schrecken von Auschwitz und Dachau hart und geizig hatten werden lassen und der von seinen eigenen rassistischen Vorurteilen gegenüber Schwarzen nicht lassen konnte.

Wenn «Maus» trotz der Singularität des Holocaust eine Lehre über ihn hinaus bereit hält, so ist es die Einsicht in die Unausrottbarkeit des Rassismus. Zu einer derartigen inhaltlichen wie formellen Tiefe fand das Genre des Comic vor «Maus» nicht, und Spiegelmans Werk ist der Gattungsbegriff der «Graphic Novel» zu verdanken. «Maus» war das erste gezeichnete Buch, das mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet worden ist.

tageswoche.ch/+zhofi

x



von Andreas Schneitter

Darf man das? Comics über den Holocaust zeichnen und die Charaktere in Rassen mit Tierköpfen einteilen, Deutsche als Katzen, Amerikaner als Hunde, Polen als Schweine – und Juden als Mäuse?

Art Spiegelman hat sich während Jahren regelmässig mit seinem Vater Vladek getroffen, einem polnischen Juden, der Auschwitz überlebt hatte und nach dem Krieg in die USA emigrierte.

Vater und Sohn waren sich fremd geworden, als die Gespräche begannen, beide geschädigt durch den Holocaust, der Vater als Überlebender, der Sohn als Nachgeborener,

und beide zusätzlich traumatisiert durch den Selbstmord der Mutter und Ehefrau. Auch sie hatte die Vernichtung der Nazis überlebt. 20 Jahre später schnitt sie sich in der Badewanne die Pulsadern auf.

Seit der Befreiung von Auschwitz durch die Rote Armee sind sieben Jahrzehnte vergangen. An den 27. Januar 1945 wird mittlerweile mit einem Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus erinnert, seit 1996 in Deutschland, seit 2006, auf Beschluss der UNO, weltweit. Aber damals in den späten 1970ern, als Vladek Spiegelman in seinem Haus in der Nähe von New York während zweier Jahre die Geschichte sei-

Oslo ist vielen Norwegen-Reisenden ein Begriff, Trondheim aber wird zu oft vernachlässigt. Die Metropole hat sich den Charme einer Kleinstadt bewahrt und lockt mit Kontrasten.

Nicht warm, aber mit Charme

von Michael Wüthrich

Leichter Schneefall begrüsst uns beim Start zu unserem Rundgang durch Trondheim. Die Stadt ist nach Oslo und Bergen die drittgrösste von Norwegen. Der Stadtkern liegt idyllisch auf einer Halbinsel am Trondheimsfjord.

Die wundervolle Lage im Norden Norwegens am Meer hat allerdings einen Nachteil: Die Stadt mit 180 000 Einwohnern ist nur über einen Abstecher nach Oslo zu erreichen – immerhin besteht die Wahl zwischen Flugzeug und Zug.

Der Weg lohnt sich allerdings, Trondheim hat sich den Charme einer Kleinstadt bewahrt. Wir beginnen unsere Tour am Bahnhof und folgen der Søndre-Gate-Strasse bis zum Wahrzeichen von Trondheim, der Nidaros-Domkirche. Diese ist eines der wichtigsten Kulturgüter Norwegens und ein Nationalheiligtum. Eine Besichtigung ist bei einem Besuch in Trondheim Pflicht.

Weiter geht der Stadtrundgang über die «Gamle bybroen», die über den Nidelva-Fluss führt, ins alte Trondheim: Von der alten Stadtbrücke hat man eine tolle Aussicht über die alten bunten Häuser direkt am Flussufer – aber auch die Brücke selbst ist einen Blick wert.

Etwa zehn Minuten zu Fuss in östlicher Richtung von der Brücke liegt die Kristiansen-Festung. Leicht erhöht hat man eine tolle Aussicht über die Stadt, den Fjord und die vorgelagerten Inseln.

Nach einer leiblichen Stärkung beginnt es stärker zu schneien – was nicht ungewöhnlich ist in Trondheim. Die Lage verspricht ein mild-feuchtes Klima, die Stadt verzeichnet rund 200 Tage Niederschlag im Jahr. An 70 bis 100 Tagen liegt in Trondheim Schnee, so wie heute.

Eine klingende Tour durchs Museum

Wir entscheiden uns für einen Besuch des Ringve Museums, etwas ausserhalb des Zentrums gelegen. Mitten in einem botanischen Garten liegt dieses wunderschöne Herrenhaus. Auf einer geführten Tour durch das nationale Museum für Musik und Musikinstrumente lernen wir viel über die Geschichte der Musik in Norwegen und bestaunen über 1500 verschiedene Instrumente. Auch zu hören gibt es einiges: Unser Reiseleiter spielte immer wieder Stücke auf diversen Instrumenten, was den Besuch einmalig für uns machte.

Zurück im Hotel machen wir uns frisch, um an der Hotelbar einen Apéro zu nehmen. Auch wenn wir als Schweizer mit stolzen Preisen rechnen, sind wir doch

erstaunt, wie viel ein grosses Bier in Norwegen kostet. Nach einem tollen Tag in einer tollen Stadt sollte dies aber drin liegen. Den Abend lassen wir im Eld Restaurant und seiner Bar ausklingen.

tageswoche.ch/+15grv

Zubeissen

im Eld Restaurant & Bar, das Essen (vom Burger über Fisch'n'Chips bis zum Steak) ist gut, der Service toll. Kongens gate 30.

Zuklappen

lassen sich die Augen gut im Hotel Scandic Solsiden – zentral gelegen in einem modernen Gebäude mit entsprechenden Zimmern. Beddingen 1.

Zuhören

lässt sich in Trondheim dem Reiseleiter im Museum; auf der Tour durch das nationale Musikmuseum lässt er gerne auch mal ein paar Töne erklingen. Lade alle 60.

Zufällig

einkehren auf einem Stadtrundgang lässt sich oft, beispielsweise im Café Løkka. Dokkgata 8

Trondheim bietet vom Nationalheiligtum bis zu idyllischen Ecken alles, was sich der Besucher wünscht.

FOTOS: MICHAEL WÜTHRICH



Wer sich beim Internetkonsum nicht um seine Sicherheitseinstellungen kümmert, kann so manches entdecken.

Reise durch die eigene Chronik

von Hans-Jörg Walter

Wer seine Agenden nach Gebrauch nicht wegwirft, kennt das: Man blättert durch die Jahre und taucht in seine Biografie ein. Erinnerungen werden wach an längst vergangene Verabredungen, Anlässe und Sitzungen. Als Erinnerungstütze haben mir Agenden immer wieder wertvolle Dienste geleistet.

In meiner Sammlung klaffen allerdings Löcher: Das Jahr 2002 fehlt, da experimentierte ich mit einem Palm, einem elektronischen Notizgerät mit Eingabestift, das Handschrift lesen und in Zeichen übersetzen konnte. Nach dem Ableben des Gerätes und dem digitalen Verlust einer Sicherungskopie der Kalenderdaten existiert das Jahr nicht mehr.

Das Jahr 2007 steht im Zeichen meines ersten Smartphones, mit dem ich mein Leben in der Cloud aufgenommen habe. Ein Fehler beim Bedienen hat auch dieses Jahr vernichtet. 2008 entschied ich mich für eine hybride Lösung, mache seitdem alles doppelt und kann die papierene Agenda auch als Notizheft, Quittungssammlung und Einzahlungsscheinhalter verwenden.

Aber unbestritten ist: Eine elektrische Agenda hat ihre Vorteile. Das Umherschieben von Terminen ist viel einfacher, gemailte Termineinladungen werden automatisch in der Agenda angezeigt. Und Zeitreisen gehen per Knopfdruck.

Reisen Sie einmal durch Ihre digitale Agenda im Zeitstrom zurück, vielleicht schaffen Sie ein paar Jahre, in diesem Fall

sind Sie digital gut organisiert. Die meisten werden nur Ruinen vergangener Tage finden. Bei einer Neuanschaffung des Computers oder Smartphones wurde vergessen, die Daten zu zügeln, oder man hat den Dienst in der Cloud gewechselt, oder das veraltete Datenformat lässt sich nicht mehr anzeigen.

Nicht nur durch die Termine zu surfen kann Vergnügen bereiten, auch die Chronik der Googlesuche birgt so manche Überraschung. Wenn Sie schon länger auf dem Internet unterwegs sind, haben Sie über die Jahre schon Tausende oder ein Mehrfaches davon an Websites konsumiert. Erinnern können Sie sich nur an einen Bruchteil dessen, was Sie vor Jahren einmal gesucht und gefunden haben. Das ist auch gar nicht so schlimm. Stöbern Sie in Ihrer Chronik!

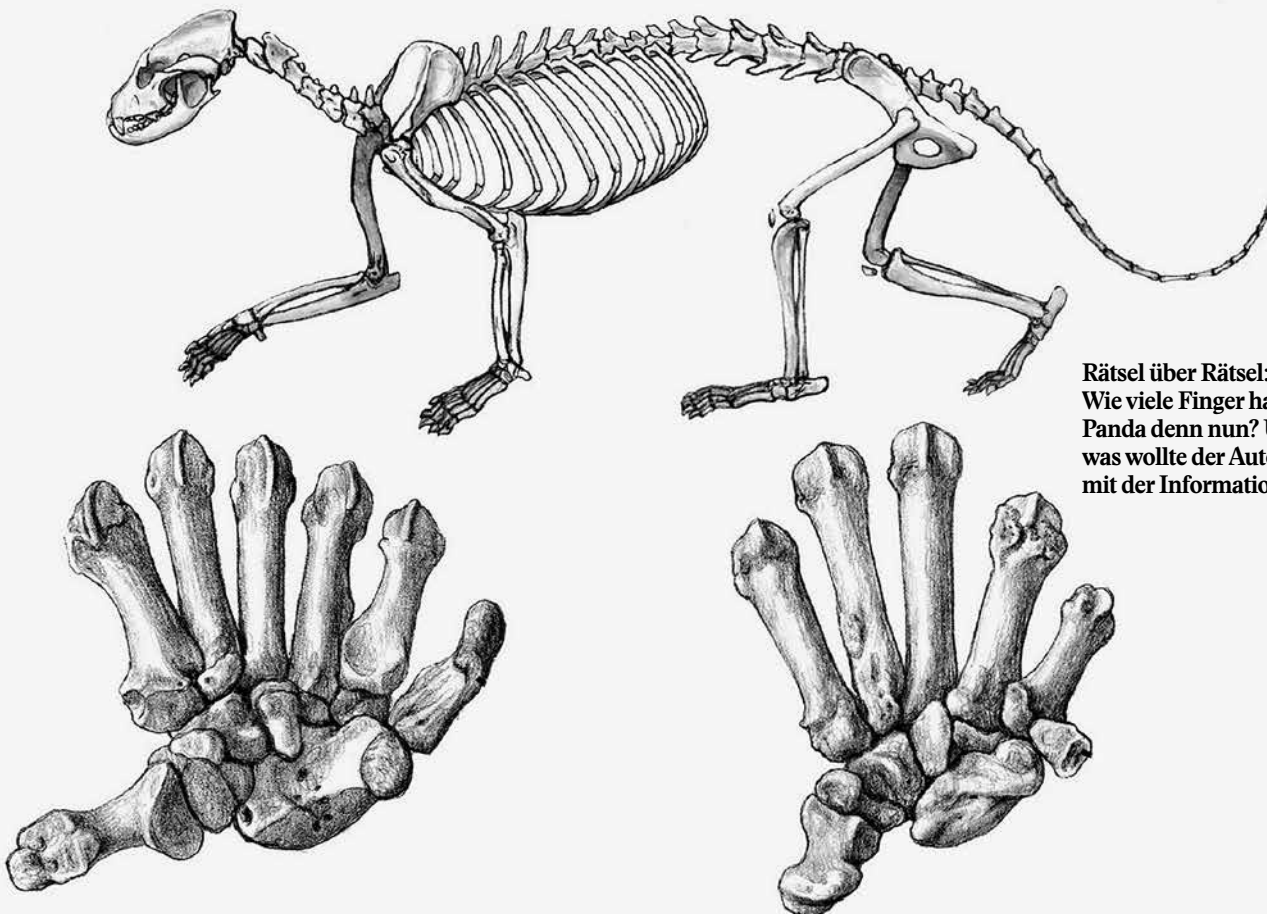
Wühlen in Big Data

Meine erste protokollierte Suche war am 28. April 2006, und zwar nach «Panda Gerippe». Der Grund für diese Recherche ist mir heute schleierhaft. Vielleicht weil ich nachprüfen wollte, ob Pandas wirklich mehr als fünf Finger haben (auch bekannt als Vielfingerigkeit oder Polydaktylie).

Anyway, es ist aufschlussreich, was da alles in einem Verlauf gespeichert ist. Das NSA-Spielen in der eigenen Big Data bringt aber auch schwierige Zeiten zutage.

25. Juni 2009: Gesucht nach «Beziehung retten» (www.expartner-zurueck.de) oder «SEO: Die 5 grössten Fehler, die Sie vermeiden müssen (Gratis-Report).»

Aber auch das: Gesucht am 22. Juni 2012 nach «speed cooking». Da geht es nicht um ein schnelles Rezept, sondern mehr um die Kochtechnik, Tiere so schnell zu verarbeiten, dass sie noch auf dem Teller leben. Igit! tageswoche.ch/+zxbbt x



**Rätsel über Rätsel:
Wie viele Finger hat der
Panda denn nun? Und
was wollte der Autor
mit der Information?**

**REISSEN SIE IHRE FENSTER NICHT
HERAUS, WIR SANIEREN SIE!**

UMWELTSCHONEND
ENERGIESPAREND (CA. 25%)
LÄRMDÄMMEND (CA. 50%)
KOSTENBEWUSST

**(MONTAGE VOR ORT
IM MONTAGEWAGEN)**

F+T FENSTERABDICHTUNG GMBH
EPTINGERSTRASSE 48
CH-4132 MUTTENZ
TEL. 061 763 04 70
WWW.FENSTERABDICHTUNG.CH



**SPEZIALIST FÜR IHRE
FENSTERABDICHTUNG**

KLEINANZEIGEN

Suchen und bieten: Kleinanzeigen auf tageswoche.ch

Mitte Oktober ging das erste Angebot online, mittlerweile gehört die Kleinanzeigen-Rubrik zu den beliebtesten Angeboten auf unserer Website. Der Kindersitz, dem die Tochter erwachsen ist, der Bauernschrank, der in der neuen Wohnung keinen Platz mehr hat, aber auch Dienstleistungen oder Jobangebote können Sie hier unter die Leute bringen. Alles, was Sie dazu brauchen, ist ein Profil und eine E-Mail-Adresse, unter der man Sie kontaktieren kann. Eine Auswahl der Kleinanzeigen publizieren wir in unserer Wochenausgabe.

OHRENSESSEL, ORIGINAL 70ER-JAHRE

Hipster Ohrensessel, aus den 70er-Jahren, in sehr gutem Zustand, neu bezogen. Das originelle und sehr bequeme Prachtsstück muss ich leider aus Platzgründen hergeben. Preis: Fr. 480.-.

KINDERSCHLAFSACK AJUNGILAK LITTLE VIKING 140 MAMMUT

Warmer Schlafsack für Kleinkinder bis 130 cm. Gute Qualität, Polyester-Füllung, wenig benützt. Fr. 50.-.

KNABENVELO 26 ZOLL DER MARKE STEVENS

Am Knabenbike müssten einige kleinere Reparaturen gemacht werden. Der Preis ist Fr. 30.-.

DAMENBIKE DER MARKE AERO, 28 ZOLL

Das Bike ist gefedert, es stand lange in der Garage, einige kleinere Reparaturen müssten gemacht werden, sonst ok. Preis Fr. 40.-.

DUNKELBRAUNER WINTER- MANTEL, SCHURWOLLE, GRÖSSE 38

Sehr schöner dunkelbrauner Wintermantel von Cinzia Rocca (letzte Saison) aus reiner Schurwolle (Futter Viskose). Geschlossen wird der Mantel mit drei versteckten Knöpfen, zusätzlich ein spezieller Knopf, um den Kragen zu schliessen. Der Kragen ist sehr voluminös und kann gut aufgestellt werden. Der Mantel wurde nur 2 Mal getragen. Fr. 300.- (NP Fr. 600.-).

SESSEL, SCHRÄNKE, WASCH- MASCHINE/WÄSCHETROCKNER ...

Wegen Umzug günstig abzugeben: Waschmaschine/Wäschetrockner, Renlig FWM7D5, Fr. 250.- (Neupreis Fr. 700.-). 2x Pax-Schränke, zum Stellen oder Hängen, weiss (B100xT60xH70): Total Fr. 20.-. Küchen/Vorratsschrank (B40xT40xH180), weiss: Fr. 10.-. Sessel Karlstad, grün, sehr gemütlich und waschbar, Fr. 35.-. Ausklappbarer Esstisch Nygard (rund), Fr. 70.-. Alle Preise verhandelbar.